Archiv

Brandes

12° – 1

Allg. L. Z. 1802. b. 1. S. 225.
Götz. Anz. 1801. S. 1985.

<36604440760017

<36604440760017

Bayer. Staatsbibliothek

E

Betrachtungen

über

das weibliche Geschlecht

und

dessen Ausbildung

in

dem geselligen Leben.

von

E. Brandes,

Geheimen Canzley-Sekretair zu Hannover.

Erster Theil.

v. Selling

Hannover, 1802.

In der Buchhandlung der Gebrüder Hahn.

Landauersche
Bibliothek.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Meine Schrift über die Weiber erschien 1787. In Deutschland war es, so viel ich weiß, die erste Schrift, die absichtlich ganz dem behandelten Gegenstande gewidmet war. In dem langen Zeitraume von vierzehn Jahren mußten natürlicher Weise dem Schriftsteller sehr viele Gelegenheiten zur Erweiterung und Berichtigung seiner Beobachtungen vorkommen und den Wunsch veranlassen, dem Publiko, das einmahl in dem Besitze seiner früheren Gedanken war, auch die späteren mitzutheilen.

Dieser Wunsch war es, der mich zu einer ganz neuen Bearbeitung des schon einmal von

mir behandelten Gegenstandes bewog. Die Vergleichung der beyden Schriften wird auf den ersten Anblick ergeben, daß die gegenwärtige über zwey Drittel stärker wie die ältere ist, und daß das Buch durchaus in einer umgearbeiteten Gestalt erscheint. In das Einzelne über die vorgenommenen Veränderungen zu gehen, würde für die wenigsten Leser interessant seyn, und die Wenigen, denen etwas daran liegt, eine nähere Vergleichung der beyden Werke anzustellen, können dieses Geschäft ohne eine besondre Beschwerde selbst vornehmen. Diese werden bald bemerken, daß meine Ueberzeugungen über Hauptpunkte sich wenig verändert haben, daß ich aber bemüht gewesen bin, Mißverständnissen zu begegnen, und Modificationen da, wo man einige Stellen unrecht verstanden hatte, einzuschalten. Dieser verzeihliche Wunsch, Mißverständnissen zu begegnen, hat vielleicht zwey Fehler in dem vorliegenden Buche veranlaßt, die einer Entschuldigung bedürfen. In einigen Stellen bin ich viel weitläuftiger geworden, als es mir lieb war, und habe Sachen

gesagt, von denen ich überzeugt war, daß sie manche Leser sich gleich selbst hinzudenken würden. Dann habe ich mich absichtlich an mehrerern Stellen wiederholt, so unangenehm auch mir selbst diese Wiederholungen waren. Die Beobachtungen über die Art, wie der große Haufe lieset, müssen mich aber über beyde Fehler, wie ich glaube, bey dem Billigdenkenden rechtfertigen.

Ueber den ganzen Zweck des Werks muß ich mich hier etwas ausführlicher erklären, weil er, bey der Erscheinung der Schrift über die Weiber, von Vielen nicht recht gefaßt worden ist. Dieser Zweck war kein anderer als der, auf die Uebertreibung des Genusses der Geselligkeit aufmerksam zu machen, zu zeigen, welche Verbildungen und Fehler aus der Uebertreibung dieses Genusses in dem weiblichen Charakter entstehen können. Die Erreichung dieses Zwecks setzte aber Untersuchungen über die eigenthümlichen Anlagen und die vorzügliche Bestimmung des andern Geschlechts voraus. Die Uebertreibung des geselligen Genusses ist in Deutschland gar

nicht auf einen Stand, auf eine Klasse beschränkt. Sie ist von der großen Welt ausgegangen, hat sich aber unter mehreren Ständen verbreitet, zeigt sich nicht allein bei dem wirklich wohlhabenden Theile, sondern auch bei einer nicht kleinen Anzahl Einzelner, die, ohne wirklich wohlhabend zu seyn, ihre Lebensart auf den Fuß der Wohlhabenden einrichten. Bestimmt lassen sich also nicht die Klassen und Rangordnungen angeben, unter welchen diese Uebertreibungen des geselligen Genusses herrschen, so wenig wie das, was für den Einzelnen denn Uebertreibung in diesem Falle sey. Auch in den untern Ständen hat die Uebertreibung des Genusses der geselligen Vergnügungen, in den Städten wenigstens, sehr zugenommen. Mit diesen habe ich mich aber in dem gegenwärtigen Buche nicht beschäftigt, sondern mich nur auf diejenigen Klassen und einzelne Menschen beschränkt, deren Lebensweise und gesellige Bildung der Lebensart der großen Welt ähnlich ist, oder ähnlich zu werden sucht.

In diesen Ständen finden sich mehr und minder zahlreiche Familien und Menschen, welche die Uebertreibung des Genusses der geselligen Freuden nicht theilen, und einige Wenige, auf welche diese Uebertreibung nicht die auffallend nachtheiligen Wirkungen hervorbringt. Männer und Frauen, die ein häusliches Leben führen, weder selbst den Genuß des geselligen Umganges übertreiben, noch Gelegenheiten hatten, viele Menschen genau kennen zu lernen, die die übeln Folgen dieses übertriebenen Genusses theilten und empfanden, konnten sich nicht in den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung meiner ersten Schrift versetzen, noch Vergleichungen zur Prüfung der Wahrheit der gelieferten Darstellungen anstellen. Der Titel des Buches kam hinzu. Durch diesen glaubten sich viele zu andern Erwartungen berechtigt.

Ich hatte den Titel: „Ueber die Weiber" gewählt, weil ich keine lange Titel liebe, ein Titel mir eine sehr gleichgültige Sache schien, und ich darauf rechnete, daß das Buch selbst den Hauptzweck deutlich genug darlegte, ob-

gleich ich wohl wußte, daß der Titel zu allgemein war. Bei der ganz neuen Ausarbeitung habe ich den Titel verändert.

Wenn man mich frägt: ob ich glaube, nur eine große unbekannt gewesene Hauptwahrheit entdeckt zu haben, so antworte ich gleich: nein! Hiemit ist aber, meiner Einsicht nach, noch gar nicht die Frage entschieden, ob es besser gewesen wäre, das Buch ungedruckt zu lassen? Das Feld der praktischen moralischen Beobachtungen ist seit lange schon so viel bearbeitet, und die menschliche Natur sieht sich in ihren Hauptzügen so ähnlich, daß sich auf die Entdeckungen großer neuer Hauptwahrheiten hierin gar nicht rechnen läßt. Das, was für neu und groß zugleich in diesem Fache ausgegeben wird, sind entweder bekannte Sachen in neuen Worten und Formen vorgetragen, oder Paradoxen, die der gesunde Menschenverstand längst verworfen hatte, die aber durch die Begierde, etwas Ungewöhnliches zu sagen, wieder hervorgebracht werden und eine Zeitlang für neu gelten. Die größten Beobachter von den ál-

testen Zeiten her hatten den Unterschied, den die Natur in den verschiedenen Anlagen der beiden Geschlechter gründete, und den noch größeren, den die nothwendigen Einrichtungen der bürgerlichen und häuslichen Gesellschaft, die Eintheilung der verschiedenen Geschäfte und Bestimmung der beiden Geschlechter, nach Anleitung der natürlichen Anlagen, durch die nothwendig verschiedene Bildung zur Erreichung dieses Zwecks hervorbrachten, vollkommen eingesehen. In Deutschland war aber diesem Gegenstande vor der Erscheinung meiner ersten Schrift, so viel ich weiß, keine eigene Ausführung gewidmet; denn des Herrn von Hippels Buch „über die Ehe", die einzige mir bekannte Schrift, die früher erschien und einigermaaßen, als den nemlichen Gegenstand behandelnd, hieher gerechnet werden kann, scheint mir nicht sowohl als eine ernsthafte Untersuchung, sondern mehr wie die Frucht eines spielenden Witzes betrachtet werden zu müssen. Wenn jedoch die von mir vorgetragenen Hauptwahrheiten den beobachtenden Köpfen nichts

weniger als neu seyn konnten, so waren diese Wahrheiten dennoch, theils aus einem gewissen Geiste von Galanterie nicht im Zusammenhange offen und grade herausgesagt, theils sind viele derselben ganz praktischer Art, und diese können, dem Bedürfnisse der Menschen gemäß, nicht oft genug wiederholt werden. Der Mensch bedarf und wird stets eine Erinnerung an seine wichtigsten Pflichten, eine oft erneuerte Vorstellung der Wege, die ihn von der Erfüllung dieser abführen, bedürfen.

Ungeachtet sich in dem Felde der moralischen praktischen Beobachtungen schwerlich große und neue Hauptwahrheiten mehr auffinden lassen, so bringt doch der Ton der Zeit, so bringen doch die oft abwechselnden Sitten und Gewohnheiten, häufig genug in einem kurzen Zeitraume höchst verschiedene Modificationen in den menschlichen Charakteren und Verhältnissen hervor. Die darüber wirklich angestellten, nicht blos abgeschriebenen Beobachtungen können also nicht für überflüssig betrachtet werden. Die Ver-

änderungen, die der Geist der Zeiten und der herrschende Ton auf gewisse Klassen von Menschen hervorbringt, sind so mannigfaltig, daß mehrere Beobachter sie nicht alle fassen, sie nicht alle aus dem nemlichen Gesichtspunkte beurtheilen können. Was der Eine gesehen hat, macht keinesweges die Bemerkungen des Andern entbehrlich. Mit vollkommen gleichen Fähigkeiten sind nie zwei Menschen versehen, so wenig wie sich zwei Menschen in einer vollkommen gleichen Lage zum Beobachten befinden. Jeder Beitrag zur Menschenkenntniß, der auf eigene Beobachtungen gegründet ist, muß also dem Menschenkenner willkommen seyn, so wenig wie auch der Beobachter den lächerlich stolzen Gedanken hegen darf, seinen Gegenstand völlig erschöpft zu haben. Ich wenigstens werde stets das Bewußtseyn fühlen, daß nach den von mir aufgestellten Bemerkungen noch eine reiche Erndte in dem von mir bearbeiteten Felde künftigen Beobachtern übrig bleibt.

Zweierlei bitte ich vorzüglich bey der Beurtheilung dieses Werks stets vor Augen zu

haben: Erstens, daß alles was die moralischen Anlagen des weiblichen Geschlechts betrifft, Ausnahmen zuläßt; daß dabei nur die Rede von dem Mehr und Minder, von dem Gewöhnlichen seyn kann. Auf diese Wahrheit habe ich selbst im Buche genug hingewiesen. Zweitens, daß, wenn von Beobachtungen, von dem Einflusse des geselligen Tons auf den Charakter und die Leidenschaften, von dem Gange dieser, die Rede ist, diese Beobachtungen gewissermaaßen nur einseitig seyn können. Es hat damit eben die Bewandniß, wie mit den Bemerkungen über die Verschiedenheit und Eigenthümlichkeiten der Nationalcharaktere, des Zustandes der Aufklärung, des Glücks, der Zufriedenheit einer Nation, die Bildung und Eigenthümlichkeiten verschiedener Klassen, der Weltleute, der Gelehrten, des Militairs. Alle Beobachtungen und Bemerkungen darüber werden und müssen gewissermaaßen einseitig seyn, denn kein Mensch hat weder alle Mitglieder einer Klasse, geschweige denn eine ganze Nation, gekannt. Es muß uns genü-

gen, wenn wir die Hauptzüge richtig aufgefaßt und neue Bemerkungen über selten vorkommende Charaktere finden. Selbst auch alsdann, wenn das, was nur einigen Menschen zukäme, zu allgemein ausgedrückt seyn sollte, werden doch solche Wahrnehmungen dazu dienen, den natürlich guten Beobachtungsblick bey Andern zu schärfen.

Große und neue Hauptwahrheiten können nie das Verdienst eines Buches dieser Art ausmachen. Das Neue, was eine solche Schrift enthalten kann, muß sich in den gelegentlichen Bemerkungen, die der Hauptgegenstand an die Hand bietet, zeigen. Nur nach der Fülle und der Wahrheit dieser Bemerkungen sollte man hauptsächlich das Verdienst einer Schrift dieser Gattung würdigen. Ich habe mir daher auch kein Bedenken daraus gemacht, mir ein paarmal einige Abschweifungen, über Materien, die jedoch mit dem von mir behandelten Gegenstande nahe zusammenhingen und Betrachtungen über manche Quellen des häuslichen Glücks oder Unglücks darboten, zu erlauben, und dieses

um so weniger, da ich selten als Schriftsteller im Publiko auftrete, und vielleicht nie wieder Gelegenheit habe, über diese Gegenstände zu reden.

Auf Vollständigkeit und eine systematische Bearbeitung meiner Gedanken habe ich keinen Anspruch machen wollen. Vollständigkeit scheint mir, sobald von Beobachtungen über den Menschen und seine ersten wichtigsten Verhältnisse die Rede ist, an sich unmöglich. Bemerkungen über Seiten des menschlichen Herzens, die ich nicht selbst anzustellen Gelegenheiten hatte, oder die, von andern vorgetragen, ich nicht einigermaaßen prüfen konnte, wollte ich nicht abschreiben. Ich habe die Erfahrungen Anderer vielfältig benutzt, indem ich sie zu prüfen suchte. Wo aber eignes Nachdenken und eigene Beobachtungen mich verließen, mir weder die Wahrheit noch den Irrthum der von Andern vorgetragenen Gedanken zeigten, da wollte ich die Masse des Buchs, der doch unausführbaren Idee der Vollständigkeit wegen, nicht vermehren. Ueber Gegenstände, worüber ich

nichts zu ſagen wußte, habe ich lieber geſchwiegen, als daß ich die Gedanken andrer, die ich mit nichts bereichern konnte, hätte abſchreiben wollen. Auf anzuſtellende Bemerkungen abſichtlich auszugehen, ſcheint eine der gefährlichſten Klippen, vor denen ſich ein Jeder, dem es um Wahrheit zu thun iſt, ſorgfältigſt zu hüten hat, weil man mit dieſer Abſicht gewöhnlich vorgefaßte Meinungen verbindet, und nur das ſiehet, was man ſehen will. Es iſt ſicher der Sache der Wahrheit nicht ſo nachtheilig, zu Zeiten etwas zu überſehen, als ſtets nach Bemerkungen haſchen zu wollen, immer laurend zu ſeyn, ob man nicht etwas bemerken könne. Wer gute Augen, ein lebhaftes Intereſſe an dem Thun und Handeln der Menſchen in die Welt mitbringt, und nicht ſehr mit ſich ſelbſt und ſeinem Ich beſchäftigt iſt, darf nicht befürchten, daß ihm viel Wichtiges entgehen werde. Wenn ein ſolcher Beobachter auch weniger ſieht, als derjenige, der ſtets abſichtlich auf das Beobachten ausgeht, ſo ſind ſeine Bemerkun-

gen doch gewöhnlich zuverlässiger und richtiger. Sehr habe ich mich vor der Neigung: sehen zu wollen, gehütet, und mich nur darauf beschränkt, das aufzufassen, was ungesucht mir auffiel und lebhafte Eindrücke gab. Die Beschaffenheit der von mir behandelten Materien erforderte nicht eine systematische Bearbeitung. Ich habe kein Compendium, kein wissenschaftliches Werk, schreiben wollen. Es schien mir sogar, daß eine strenge systematische Form der Einwirkung meiner Gedanken beträchtliche Schwierigkeiten in den Weg legen müßte, wenn ich auf die größte Anzahl der Leser Rücksicht nehmen wollte.

Meine Hauptabsicht bey der Ausarbeitung dieser Schrift war der Wunsch, nützlich zu seyn. Da vorzüglich gegenwärtig Weltleute und Schriftsteller oft sehr verschiedene Meinungen über die Einwirkung von Büchern hegen, und sich nicht selten, je nachdem es zu ihren jedesmahligen Absichten paßt, in ihrem Urtheile hierüber selbst widersprechen, so ist es nicht über-

flüssig hier eine Meinung über die Einwirkung, die ein Buch haben kann, an den Tag zu legen.

Unter den Weltleuten gibt es Manche, die in dem einen Augenblicke den Schriftstellern einen viel zu großen Einfluß, eine viel zu große Einwirkung auf die Veränderung der Denkart der Menschen beylegen. Bey der so sehr zugenommenen Ausbreitung der Lesekey hat allerdings der Einfluß der Schriftsteller von der einen Seite beträchtlich gewonnen. Die in den Büchern vorgetragenen Ideen sind aber bey weitem nicht die einzige Quelle der Veränderung der Denkart. Sie sind eben so gut eine Wirkung als eine Ursache derselben. Viele Bücher enthalten freilich nur die abgeschriebenen Gedanken Anderer, und tragen allein zu deren Verbreitung bei. Diejenigen aber, die zuerst neue Gedanken aufstellten und zu einer Veränderung der Denkart des Zeitalters mitwirkten, kamen zu diesen Gedanken auf mannigfaltige Wege, von denen die Einwirkung der Schriftsteller auf sie nur einer ist, die bereits aus so vielen

andern Ursachen eingetretene Veränderung der Denkart jedoch weit mehrere darbietet. Hat durch die Verbreitung der Leserey der Einfluß der Schriftsteller auf der einen Seite außerordentlich gewonnen, so ist grade durch diese Verbreitung, mit seltenen Ausnahmen, auf der andern Seite der Einfluß des einzelnen Buches viel schwächer geworden. Weil so viel gelesen wird, so macht das einzelne Buch nicht den Eindruck, den es zu der Zeit hervorbrachte, als viel weniger gelesen ward. Unter den älteren Menschen, die nicht viel lesen, werden gewiß mehrere seyn, die sich noch lebhaft der wenigen Bücher, die sie lasen, erinnern, als unter den jüngeren Leuten, die weit mehr gelesen haben.

Was das einzelne Buch nicht ausrichtet, das wirken aber die Wiederholungen gewisser Ideen durch eine große Anzahl von Schriftstellern, in einem Zeitalter, wo so viel geschrieben und so viel gelesen wird, als in keinem der vorhergehenden.

Jedes Zeitalter hat gewisse in der Litteratur herrschende Modebegriffe gehabt, bey

denen gewöhnlich mehr und minder etwas Wahres zum Grunde lag, die aber gewöhnlich übertrieben wurden, von denen zu einer Zeit einige dem handelnden Leben äußerst nachtheilig, andere gleichgültig, andere vortheilhaft in einigen Beziehungen waren. Diese Modebegriffe verbreiten sich itzt weit schneller und allgemeiner wie ehemals, durch die große Ausdehnung der Schriftstellerey und Leserey. Besonders und vorzüglich gilt dieses von den Begriffen, die der Eigenliebe, der Eitelkeit und der auf Genuß zielenden Begierde der Habsucht des großen Haufens schmeicheln. So eine große Verschiedenheit auch in der Denkungsart einzelner Schriftsteller herrscht, so wenig läßt sich im Allgemeinen das Hinarbeiten auf die Ausbreitung gewisser Modebegriffe und Tendenzen verkennen und ableugnen. Aber es bleibt ein noch weit charakteristischerer Zug unsrer Zeiten, daß viele dieser Modebegriffe so schleunig wechseln, daß die Menschen weit weniger, wie ehedem, lange und fest an die aufgenommene Begriffe hangen. Zu allen Zeiten gab es Verände-

rungen in der Denkungsart der Menschen, Veränderungen, die unausbleiblich, nach der ganzen Anlage der menschlichen Natur, erfolgen müssen. Nur so äusserst schnell, wie diese Veränderungen in den neueren Zeiten erfolgten, geschahen sie vormals nicht, und wenn gleich durch diese häufigen Abwechselungen die Gefährlichkeit der schädlichen Modebegriffe gemindert wird, so zeugen diese häufigen Abwechselungen doch von der Charakterlosigkeit eines beträchtlichen Theils der Zeitgenossen, die ohne langen Kampf, ohne hartnäckigen Widerstand, aus hundert zufälligen kleinen Ursachen, Begriffe annimmt und wieder verwirft. Eine sehr stark mitwirkende Ursache dieser Unstetigkeit der Meinungen ist sicher die Ausbreitung der Leserey, wenn sie gleich nicht die einzige Ursache seyn sollte.

Wenn die Weltleute, die dem Einflusse der Schriftstellerey und Leserey so vieles zuschreiben, dieser Idee die angegebenen Modificationen beyfügen wollen, so glaube ich, daß sie von der Einwirkung der Bücher sehr

richtig urtheilen. Aber consequent denken Manche dieser Weltleute nicht, die in dem einen Augenblicke den Einfluß der Schriftstellerey, ohne Rücksicht auf die andern stark mitwirkenden Ursachen, die ihn begleiten, so allgewaltig darstellen, und in einem andern Augenblicke verächtlich auf die Bemühungen der Schriftsteller herabblicken. Mögen immerhin die Absichten einiger und die Talente mancher Schriftsteller keine Achtung verdienen. Diejenigen, die auf die Denkungsart der Menschen wirken, sind in dieser Beziehung keine gleichgültige Personen. Die Einsichten und die Absichten Einzelner und ihres Anhanges können den größten Tadel verdienen, aber höchst unzusammenhängend gedacht bleibt es allemal, ihnen in dem einen Augenblicke einen viel größeren Einfluß, wie sie wirklich besitzen, beilegen, und in dem andern Augenblicke mit der verachtendsten Gleichgültigkeit auf sie herabsehen zu wollen.

Unter den Schriftstellern aber gibt es gleichfalls Manche, die eben so inconsequent, wie die Weltleute, über ihren Einfluß urtheilen.

Zu der einen Zeit legen sie der Schriftstellerey, vorzüglich sich und ihren Schriften, eine viel zu große Wichtigkeit bey, sehen sich als die einzigen handelnden Personen an, die eine Veränderung in der Denkart der Menschen hervorzubringen im Stande sind, und wähnen, daß durch die von ihnen allein herrührende Veränderung der Denkart eine Veränderung in den bürgerlichen Einrichtungen unaufhaltbar folgen müsse. Wenn aber die öffentliche Stimme gegen die nachtheiligen Einwirkungen der Schriftsteller laut und bedeutend wird, so soll wieder die öffentliche Mittheilung der Gedanken die unschuldigste unwirksamste Sache von der Welt seyn. Dann wird der Einfluß der Schriftstellerey als ganz unbedeutend geschildert. Wie viel Inconsequenz im Denken oder absichtliche Unredlichkeit an diesen, nach der Verschiedenheit der Umstände geäußerten Urtheilen der nemlichen Personen Antheil hat, kann allein der Herzenskündiger in den meisten einzelnen Fällen entscheiden.

Ein Schriftsteller, der die Welt kennt, wird von der Einwirkung eines Buches moralischen Inhalts keine zu hohe Erwartungen hegen. Er wird nicht hoffen, einen großen Einfluß auf die Denkart der Zeit zu erhalten, wenn er dieser nicht geschmeichelt hat. Wenn er noch so verblendet von Schriftsteller-Eitelkeit wäre, so muß er, falls ihm wirklich die Verbesserung der Gesinnungen und Handlungen der Menschen am Herzen liegt, es nicht einmal wünschen, daß seine Schrift als eine allgemeine Lebensregel in allen Fällen durchaus gelten soll. Was müßten das für elende Menschen seyn, die ihre Handlungen und Lebensweise nach der Meinung eines einzelnen Schriftstellers genau einrichten wollten? Ein moralisches Werk ist kein Kochbuch, an dessen Recepten man sich genau zu halten hat. Nur zum Nachdenken über unsre eigne Lage und Verhältnisse, nur zur Belebung und Stärkung des Wunsches und der Kraft, zusammenhängend nach einem vernünftigen Lebensplane zu handeln, soll eine moralische Schrift reizen und führen.

Dieses ist der Nutzen, den ich bei Ausarbeitung der vorliegenden Schrift beabsichtigte. Ohne manche Vortheile, die unser Zeitalter der Bildung in den höheren Ständen gewährt, zu verkennen, habe ich viel von den Nachtheilen, die der Zustand der gegenwärtigen Bildung so leicht mit sich führt, sprechen müssen. Schädlich kann dieses um so weniger seyn, weil sich doch noch eher gute Wirkungen von einer Rüge der herrschenden fehlerhaften Neigungen der Zeiten erwarten läßt, als von Lobpreisungen der Neigungen, die ohnehin herrschend sind, und weil bei weiten die größere Anzahl der Schriftsteller mit den herrschenden Neigungen des Zeitalters sehr zufrieden scheint, wenigstens ihren Tadel derselben nicht lebhaft laut werden läßt. Die Weltleute, die blos ein Buch, um sich einige Augenblicke zu vergnügen, in die Hand nehmen, werden wahrscheinlich am unzufriedensten darüber seyn, daß ich den Schilderungen der Sachen, wie sie sind, Wünsche und Betrachtungen, wie sie seyn könnten und sollten, beigefügt habe. Die Weltleute

verkennen die Wahrheit der Darstellungen der Uebel, die sie am meisten drücken und also am lebhaftesten fühlen, am wenigsten; aber sie mögen höchst ungern von den Mitteln, den Uebeln abzuhelfen oder sie zu vermindern, hören. Neues läßt sich über diese Mittel wenig oder nichts sagen; allein es scheint mir doch zu dem Endzwecke, nützlich zu seyn, erforderlich, bekannte Wahrheiten dem Gedächtnisse wieder vorzuführen. Zudem ist es für den Schriftsteller selbst zu trostlos, wenn er allein von den Uebeln reden und nicht der möglichen Gegenmittel gedenken soll. Der Schriftsteller, dessen wahrer Wunsch dahin geht, nützlich zu seyn, muß freilich nicht langweilig werden, denn ein langweiliges Buch kann keinen Nutzen stiften; aber er hat doch höhere Rücksichten im Auge, als nur ein Vergnügen des Augenblicks bey der großen Zahl der Leser hervorbringen zu wollen. Die geringe Zahl, die wirklich nachdenken will, oder sich beym Lesen zum Nachdenken ergriffen fühlt, verdient die größte Aufmerksamkeit des Schriftstellers, und für diese wird eine Wiederholung des Bekannten und Wahren nicht ganz fruchtlos seyn.

Ich habe ernsthaft und lebhaft geschrieben; das erste schien mir zu Erreichung meines Hauptzwecks der einzige Weg. Es gibt freilich zwei verschiedene Gattungen des Vortrages, moralische Gegenstände zu behandeln: die ernsthafte und die scherzhafte, die, in einem mehr und minder künstlichen Gewande der Darstellung, herrschende Fehler rügt; allein wenn sich gleich in dieser letzten Art das hohe Verdienst der lebhaften Darstellung und des Witzes erreichen läßt, so scheint sie mir doch nur für kleine Aufsätze, aber nicht für weitläuftige Ausführungen, passend. Der fortgesetzte Ton des Scherzes, der Ironie, des Witzes, ermüdet in einem aus mehreren Bänden bestehenden Werke; und kein Schriftsteller, der diese Art in größeren Schriften versuchte, ist wol dem verdienten Tadel entgangen, daß er zuzeiten nicht in das Matte, Geschraubte oder Gesuchte, gefallen wäre, und dann sagt mir meine Erfahrung, daß bei dieser Gattung des Vortrages sich am wenigsten auf wirklichen Nutzen rechnen läßt. Die Menschen fühlen sich durch die schöne Darstellung angezogen, aber

gewöhnlich nur durch diese allein. Die Wahrheiten, die diese Darstellungen ihnen an das Herz legen wollten, gehen entweder ganz verloren, oder lassen nur einen sehr schwachen unbedeutenden Eindruck zurück. Von dem Schriftsteller, der die ernsthafte Art des Vortrages ergreift, wird man freilich oft sagen, daß er predige; aber hierüber braucht er sich nicht zu kümmern. Mag er immerhin predigen, wenn er nur hie und da mit Nutzen gepredigt hat.

Ich habe lebhaft geschrieben, wo ich lebhaft gewisse Wahrheiten fühlte. Alle Einschränkungen, die in vorkommenden einzelnen Fällen und Umständen die meisten Wahrheiten bedürfen, kann der Schriftsteller nicht hinzufügen, sondern muß sie dem Urtheile des denkenden Lesers überlassen. Von demjenigen, was gegen die herrschenden Fehler etwa zu allgemein, zu scharf gesagt seyn sollte, darf man wenig Nachtheil befürchten. Der Geist der Zeiten geht von selbst genug dahin, das Allgemeine, was ihm entgegen zu streben scheint, zu modificiren, zu mildern und ihm keinen lebhaften Eingang zu verstatten.

Einzelne Menschen zum Nachdenken zu reizen, das ist, ich wiederhole es, der Wunsch bei meinen Bemühungen gewesen; und wenn diese Zahl noch so klein seyn sollte, so halte ich doch meinen Zweck für erreicht. Bei einzelnen

Personen von beiden Geschlechtern glaube ich diese Absicht nicht zu verfehlen.

Für junge Mädchen ist die gegenwärtige Schrift nicht bestimmt, ob sie gleich häufig genug Bücher lesen mögen, die viel weniger für ihre Jahre geeignet sind und gradezu nachtheilig auf sie wirken. Es gehört schon einige Bekanntschaft mit der Welt dazu, um mit Nutzen Bücher zu lesen, die sich allein mit der Darlegung praktischer moralischer Wahrheiten beschäftigen, die freie Untersuchungen über gewisse Gegenstände verlangen.

Da ich kein gelehrtes Werk schreiben wollte, so habe ich nicht häufig die mit mir übereinstimmenden Meinungen andrer Schriftsteller und noch weniger die abweichenden Meinungen angeführt; ich will aber zum Schlusse hier redlich angeben, welchen Schriftstellern ich das meiste verdanke.

Von früher Jugend an, beglückt durch den Umgang und die Freundschaft sehr verständiger nachdenker Menschen, bin ich durch diese und durch eigne in mehreren Ländern und Gegenden angestellte Beobachtungen zuerst auf die hauptsächlichsten der von mir vorgetragenen Gedanken gekommen. Wie diese aus dem Umgange und eignen Beobachtungen zuerst entstandenen Gedanken bereits lebhaft bei mir waren, wirkte Rousseau's Brief an d'Alembert am

lebhaftesten auf mich. In diesem Briefe fand ich Uebereinstimmung mit meinen Ideen und Bemerkungen und Stof zur Erweiterung derselben. Je mehr ich mich mit dem Gegenstande meiner Schrift bei ihrer Umarbeitung beschäftigte, je stärker ward in mir die Meinung, daß kein Schriftsteller die eigenthümliche Bestimmung des weiblichen Geschlechts, seine Anlagen und die Verdrehungen, die das gesellschaftliche Leben oft in diesen hervorbringt, wahrer gefühlt und schöner ausgedrückt habe, als von Rousseau in dem Briefe an d'Alembert, in der neuen Heloise und im Emil geschehen. Je älter ich werde, einen desto geringern Werth erhalten Rousseau's politische Schriften in meinen Augen, da ich mich täglich mehr von der Unnützlichkeit und Schädlichkeit politischer Speculationen und Systeme überzeuge, die davon ausgehen, sich die Menschen anders zu denken, als sie unter irgend einer Art von bürgerlicher Gesellschaft und Staatsverfassung je waren, und denn doch Vorschläge enthalten, wie die allein auf die Geschöpfe ihrer Einbildungskraft, auf bloße Vernunftwesen berechnete Einrichtungen dem wirklichen, das heißt, den aus Vernunft und Sinnlichkeit zusammengesetzten Menschen, anpassend gemacht werden sollen. In seinen Räsonnements über das weibliche Geschlecht, den ihm nach allen

seinen Neigungen interessantesten Theile der Schöpfung, hat Rousseau einen ganz andern Weg befolgt. Er hat treu die Natur des Weibes aufgefaßt, und in seinen Schriften auf die Veredelung der eigenthümlichen Anlagen des Geschlechts hingearbeitet. Da ich keinen Schriftsteller kenne, dessen Gedanken über die Weiber mir wahrer scheinen, als die von Rousseau, so habe ich auch keinen öfter, als diesen, in dem gegenwärtigen Werke angeführt.

Thomas verdanke ich zwar nicht viel, und in vorigen Zeiten war der etwas süßliche und zu galante Ton, der in seiner Schrift, „über die Weiber" herrscht, mir, als der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht angemessen, sehr unangenehm. Aber in reiferen Jahren, wo man sich weniger an die kleinen Fehler der Einkleidung stößt, muß ich ihm doch viel mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die ganze Tendenz der Schrift von Thomas scheint mir wahr und gut, und das Buch manche sehr richtige Urtheile und feine Bemerkungen zu enthalten.

Diderot's und Galiani's kleine Aufsätze „über die Weiber" sind voller feinen Bemerkungen und Gedanken. Neue Ansichten haben sie aber bey mir nicht gewährt.

In den neueren Zeiten ist in Deutschland viel über das andere Geschlecht in mannigfaltigen Beziehungen geschrieben worden.

Gegen meine Schrift „über die Weiber" gab der verstorbene Oberstlieutenant Mauvillon in Braunschweig ein Buch unter dem Titel: Mann und Weib, heraus. Der streitende Ton, in welchem diese Schrift abgefaßt ist, war wol eine von den Hauptursachen, warum sie wenig bekannt ward. Ich habe Mauvillon's Einwendungen nochmals bey Ausarbeitung dieses Werkes geprüft, und wo sie mir gegründet schienen, benutzt. Das nemliche ist von mir mit einer in der Allgemeinen deutschen Bibliothek enthaltenen ausführlichen Rezension meiner ersten Schrift, die von dem verstorbenen Ober-Syndikus Kraut zu Lüneburg verfaßt war, geschehen.

Unter den größern neuen in Deutschland erschienenen Werken, die das andere Geschlecht betreffen, muß ich besonders des Herrn Hofraths Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts, des Herrn Oberappellationsrath v. Ramdohr Venus Urania, und des Hrn. Rath Pockels Charakteristik des weiblichen Geschlechts, erwähnen. Die beiden ersten Werke meiner langjährigen verehrten Freunde beschäftigen sich zwar größtentheils mit Untersuchungen über Gegenstände, die mit dem Zwecke meiner Schrift nicht zusammenhängen; in den Punkten aber, wo unsre Untersuchungen zusammentrafen, habe ich ihre Gedanken dankbar zu benutzen gesucht.

Aus des Herrn von Hippels Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Weiber habe ich so wenig, wie aus der Vertheidigung der Rechte der Weiber der Mrs Wollstonecraft, etwas gelernt. Beiden Werken fehlt, nach meinen Urtheile, gänzlich der Geist einer eignen wahren Beobachtung; und wenn mehrere der in diesen Schriften vorgetragene Grundsätze Eingang erhielten, so würde dadurch das andere Geschlecht von seiner eigenthümlichen Bestimmung sicher abgeführt werden. Da diese Werke mit zu den neuesten Schriften über die Weiber gehören, so haben mich einige darin vorkommende Behauptungen, die ich für so unrichtig als schädlich hielt, veranlaßt, mich darüber weitläuftiger, als sonst geschehen seyn würde, auszubreiten, und nicht ihre Verwerfung allein der richtigen Beurtheilung der Leser dieser Schrift zu überlassen. So lange noch Gedanken, die den Erfahrungen der übrigen Beobachter widersprechen, mit einigem Beifalle vorgetragen werden, so muß man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die entgegenstehende Wahrheiten zu wiederholen, und der Leser darf alsdann nicht sagen, daß diese Wahrheiten keiner Ausführung bedurft hätten, weil Niemand daran zweifle.

Inhalt.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Seite

Grundzüge des physischen Unterschieds der Geschlechter = = = = = = 7

Zweytes Capitel.

Grundzüge des moralischen Unterschieds der Geschlechter = = = = = = 20

Drittes Capitel.

Gemeinsame Behandlung der Geschäfte durch beyde Geschlechter = = = = 50

Viertes Capitel.

Vorzügliche Anlagen der Weiber = = = 76

Fünftes Capitel.

Seite

Sinnlichkeit und Ehe = = = = 135

Sechstes Capitel.

Blicke auf den Zustand der Weiber in Athen, Rom, und unter den alten deutschen Völkern = = = = = = 218

Siebentes Capitel.

Leidenschaft der Liebe, Einwirkung der gemischten Gesellschaft, der Schriftsteller, und des herrschenden Tons auf die Weiber 241

Einleitung.

Die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten, der moralischen Eigenschaften des Menschen, ist das Werk der bürgerlichen Gesellschaft. Die geistigen, die moralischen Anlagen, die den Menschen allein über das Thier erheben, können ohne diese nicht entwickelt werden. Die Beschützung der bürgerlichen Gesellschaft, des bey ihr eingeführten Rechts und der eingeführten Ordnung gegen innere und äußere Feinde, die Vorsorge für die Erhaltung, Vervollkommnung und Erweiterung der vielen dem Wohlseyn und der Veredelung der Mitglieder des Staats gewidmeten Anstalten und Einrich-

tungen sind die wichtigsten und ehrenvollesten Geschäfte der Menschen. Allenthalben, die oberste Regentenwürde in einigen Reichen ausgenommen, ist das weibliche Geschlecht von der Vertheidigung des Vaterlandes, der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen; und selbst in unsern Zeiten, wo die Idee einer eingebildeten Gleichheit der Menschen theoretisch und praktisch am weitesten getrieben worden, hat noch keine von den vielen Mißgeburten der schnell entstandenen und schnell zertrümmerten neuen bürgerlichen Verfassungen dem andern Geschlechte einen Antheil an der Beschützung des Vaterlandes und der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten gestattet; und unter der großen Zahl der Verfechter einer chimärischen Gleichheit erhoben sich nur äußerst wenige Stimmen, die den Weibern, in Beziehung auf den Staat, gleiche Rechte mit den Männern beygelegt

wissen wollten. Da aber doch noch immer einige Wenige die Rechtmäßigkeit der Ausschließung der Weiber von der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten bezweifeln, so scheint es nicht ganz unnütz, die Frage kurz zu untersuchen, ob diese allgemeine Ausschliessung des weiblichen Geschlechts von den öffentlichen Angelegenheiten eine Ungerechtigkeit gegen die eine Hälfte der Menschheit sey? oder ob sie sich auf einen physischen und moralischen Unterschied gründe, den der Urheber der Natur zwischen den beyden Geschlechtern festsetzte?

Die vorläufige Beantwortung dieser Frage wird uns dann auf die eigentliche Bestimmung des andern Geschlechts führen.

Die Hauptbestimmung eines vernünftigen Wesens ist die, nach seinen Anlagen und Umständen sich möglichst auszubilden, und durch diese Ausbildung so viel zu dem

Glücke Anderer beyzutragen, so viel eignes Glück zu genießen, als die höheren Pflichten des Rechtverhaltens und die Lage, in welcher es sich befindet, erlauben. Kann das Weib in der großen bürgerlichen Gesellschaft nicht zum Besten der Menschheit wirken, so hat es dazu mehr Raum in der kleinen häuslichen Gesellschaft, in welcher sich die große bürgerliche Gesellschaft in zahllosen Abtheilungen auflöset. An die Beförderung des Wohlseyns der bürgerlichen Gesellschaft im Großen kann auf eine bemerkbare Weise selbst nur eine verhältnißmäßig sehr kleine Anzahl von unsrem Geschlechte Theil nehmen; aber häusliches Glück, häusliche Zufriedenheit sucht ein Jeder von uns früh oder spät.

Zu der Beförderung der häuslichen Glückseligkeit ist der bey weitem größten Zahl der Männer das andere Geschlecht ganz unentbehrlich. Die bürgerliche Gesellschaft mag

im Großen noch so trefflich eingerichtet seyn: diese Einrichtung wird bey Wenigen nur wahre Zufriedenheit hervorbringen, wenn die häusliche Gesellschaft sich nicht gleichfalls der Vollkommenheit in ihren Einrichtungen nähert, da hingegen die bürgerliche Gesellschaft im Großen schlecht organisirt und verwaltet seyn kann, ohne die Zufriedenheit vieler Einzelnen sehr merklich zu stören, wenn sie sich durch häusliches Wohl beglückt fühlen.

Die Untersuchungen über die eigenthümlichen Anlagen der Weiber müssen den Untersuchungen über die für sie nach diesen Anlagen passende Ausbildung in den höheren Ständen der Gesellschaft unter den Völkern, die unsrer Cultur theilhaftig sind, vorangehen. Da eine Hauptquelle der Ausbildung des andern Geschlechts in den höheren Ständen dessen häufige Theilnahme an dem geselligen Umgange geworden ist, so wird die Untersuchung,

wie der übermäßige Genuß des gesellschaftlichen Lebens auf die Weiber in ihren wichtigsten Verhältnissen wirkt, einen Hauptgegenstand der Betrachtungen dieser Schrift, benebst den Bemerkungen über verschiedene weibliche Charaktere in den gebildetern Ständen, wie selbige durch unsre itzige gesellschaftliche und häusliche Verhältnisse in Deutschland entwickelt werden, enthalten. Nur Betrachtungen dieser Art ist dieses Buch gewidmet. Mit den Verhältnissen und der Lage des andern Geschlechts in den niedern Ständen werde ich mich nicht beschäftigen, und noch weniger sind die Weiber im Orient und die der uncultivirten wilden Nationen der Gegenstand der vorliegenden Untersuchungen.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Grundzüge des physischen Unterschiedes der Geschlechter.

Wenn ein Wesen höherer Gattung den Erdball besuchte, so würde der erste Anblick ihm zeigen, daß im Durchschnitte das männliche Geschlecht stärker und größer gebauet, das weibliche zarter, schwächer und kleiner gestaltet ist.

Diese Bemerkung ist so in die Augen fallend, so allgemein anerkannt, daß es völlig unnütz wäre, ihrer zu erwähnen, wenn es nicht mit dieser Bemerkung, dieser Wahrheit, wie mit vielen andern ginge, daß der Folge-

rungen, die unleugbar aus ihr fließen, zu wenig gedacht werden.

Der bloße Anblick der beyden Geschlechter in der cultivirten Welt zeigt also den physischen Unterschied in Beziehung auf Stärke und Größe. Dieser physische Unterschied ist aber nicht allein Folge unsrer Erziehung, unsrer Sitten, unsrer Verfassungen, unserer Cultur. Bey den Wilden, bey den Nationen, die noch in dem rohen Zustande der Natur leben, da, wo die Weiber die härtesten Arbeiten verrichten, findet er sich. Allenthalben, in dem nemlichen Stamm eines Volks hat dieser physische Unterschied Statt, wenn nicht etwa durch Sitten einer ganz eignen Art das männliche Geschlecht in die größte Weichlichkeit versunken seyn sollte. Erziehung und Lebensweise mindern den Unterschied, heben ihn aber nicht auf.

Der physische Unterschied von Stärke und Größe zwischen den beyden Geschlechtern, so wichtig er auch in seinen Folgen für eine jede Gattung von bürgerlicher Gesellschaft seyn muß, ist bey weitem nicht der wichtigste Unterschied, den die Natur zwischen den Geschlechtern darbietet. Die Natur bestimmte das weibliche Geschlecht ausschließend zum Empfangen, Ernähren und Gebähren; der Frucht, den Neugebohrnen, die erste Nahrung zu reichen. Der Unterschied, der, dieser Bestimmung gemäß, zwischen dem innern körperlichen Bau der beyden Geschlechter, den verschiedenen Säften und der Absonderungswerkzeuge dieser, Statt findet, ist sehr groß. In der Zeit seiner Blüthe und Reife ist das weibliche Geschlecht periodischen Kränklichkeiten unterworfen. Treten diese periodischen Kränklichkeiten in dieser Zeit nicht ein, so ist entweder die Ursache in einer Unordnung der Maschine zu suchen, die bereits

Krankheit ist, und Krankheiten hervorbringt, die viel größere Leiden, als die periodischen Kränklichkeiten, nach sich ziehen, oder in dem Zustande der Schwangerschaft, der die größere Anzahl des Geschlechts während neun Monaten freylich unterbrochene, aber doch bittere Leiden, wenigstens große Beschwerlichkeiten, empfinden läßt; und der Augenblick der Befreyung, die Folgen der Niederkunft, sind nicht selten für das Leben und noch häufiger für die Gesundheit der Weiber gefährlich. Gegen das funfzigste Lebensjahr, in der nördlichen Welt, entgeht zwar das Weib allen diesen Kränklichkeiten und Gefahren, aber nur durch eine physische Revolution in seinem Körper, die fast allen Personen des Geschlechts mehrere Jahre hindurch wieder Leiden, und vielen sehr große Leiden, die sich nur zu oft durch den Tod endigen, bereitet; und wenn diese Periode glücklich überstanden worden, dann ist ja nicht allein

die Zeit der Blüthe, sondern auch die der größten körperlichen Stärke und Kraft bey den meisten Menschen vorbey. Clima, Erziehung, Lebensweise, besondere eigenthümliche körperliche Beschaffenheit, können alle die angezeigten Uebel mindern und mehren; aber im Allgemeinen stehet der Grundsatz fest: das weibliche Geschlecht ist im Durchschnitt physisch kleiner und schwächer wie das männliche; der innere Bau des weiblichen Körpers bietet die größten Verschiedenheiten in Vergleichung mit dem des männlichen dar; das weibliche Geschlecht ist periodischen Kränklichkeiten und Krankheiten ausschließend unterworfen, die den Gebrauch seiner physischen Kräfte schwächen und hemmen. Noch mehr: das weibliche Geschlecht kömmt früher sowohl zur physischen als moralischen Reife. Es entwickelt sich schneller wie unser Geschlecht, aber es verblüht auch schneller, und ist zur Fortpflan-

zung des Geschlechts in den Jahren nicht mehr brauchbar, wo der Mann noch die Stärke seiner physischen Kraft genießt.

Die bürgerliche Gesellschaft hat, von dem rohesten Zustande an bis zur Stuffe der höchsten Verfeinerung, der Bestimmung der Natur gemäß, die Vertheidigung des Vaterlandes, der Gesellschaft, der Regel nach, dem stärkeren, und nicht dem schwächeren und kränklichen Geschlechte auferlegt. Selbst bey den rohen Nationen, wo träge Unempfindlichkeit und Verachtung des andern Geschlechts die Weiber zu den härtesten und beschwerlichsten Arbeiten im Felde und im Hause verdammet, ist der Krieg ausschließende Beschäftigung des Mannes. Der Angriffskrieg ward nie von Weibern geführt, wenn gleich wandernde Heerschaaren und angreifende Kriegsvölker von Weibern begleitet wurden, wenn gleich unter den edelsten Nationen Weiber den

Muth der Männer in den Schlachten durch Worte und That zuweilen anfeuerten. Nur die Fabel der alten und neuen Welt weiß etwas von Amazonen. Was bey der ersteren zum Grunde liegt, mag sich auf die kriegerischen Thaten einiger Beherrscherinnen eines Volkes, vielleicht auf die Theilnahme einiger weiblichen Personen aus dem königlichen Stamme an diesen Thaten, gründen. In der Vertheidigung fester Plätze, fester Läger, haben in allen Zeiten zuweilen Weiber verzweiflungsvoll mitgefochten. Aber dieses war Sache der Willkühr, Folge des Enthusiasmus des Augenblicks. Kein Volk, kein Befehlshaber einer Armee, einer Festung, rechnete, bevor dieser Augenblick eintrat, die vorhandenen Weiber unter die Zahl seiner streitbaren Krieger. Das schwächere und kränklichere Geschlecht kam, der Regel nach, bey Vertheidigung des Vaterlandes nicht mit

in Anschlag; selbst nicht in der Blüthezeit von Sparta, — nicht in der Stadt, in welcher alle Einrichtungen auf den Staat, und auf einen kriegerischen Staat, berechnet waren, wo das weibliche Geschlecht aus diesem Grunde sonst eine der Bildung, die das männliche Geschlecht empfing, sehr ähnliche Bildung genoß. Eine zu einem Feldzuge ausgerüstete Armee von Weibern ist ein lächerlicher Gedanke. Welcher General möchte eine solche Armee anführen, von welcher er im voraus weiß, daß, alle Zufälle ausgeschlossen, jedes Mitglied monatlich krank seyn wird.

Der weise Urheber der Natur hat beyden Geschlechtern nicht gleiche Kräfte noch Anlagen ertheilt. Aber so wie wir unter den Menschen überhaupt Riesen und Zwerge finden, so treffen wir auch Weiber an von ungewöhnlicher Größe und Stärke, und Männer, die

viel kleiner und schwächer, als manche Weiber, sind. Wir haben in den neueren Zeiten selbst nicht ganz seltene Beyspiele, daß Weiber sich freywillig den Mühseligkeiten und Anstrengungen des Kriegesstandes, als Männer verkleidet und lange unerkannt, unterzogen haben, wenige aus männlichem Sinn, aus Enthusiasmus fürs Vaterland, mehrere aus Liebe. Wir haben ja noch eine d'Eon am Leben, deren Geschlecht so lange ein Räthsel war, die als Mann focht und handelte. Allein was beweisen diese im Verhältniß zur Regel immer höchst unbeträchtlichen Ausnahmen und Seltenheiten, als daß es bey dieser Regel, wie bey allen andern, Ausnahmen giebt? Mag immerhin durch eine veränderte Erziehung und Lebensweise die Zahl dieser Ausnahmen vermehrt werden können: wir werden dennoch nie zu mehreren Feldzügen ausgerüstete Armeen von Weibern sehen, weil der physische Unterschied

der Geschlechter in Stärke und Gesundheit dieses verhindern wird.

Die Vertheilung der Arbeiten in den untern Volks-Klassen, in den Städten und auf dem Lande, kann uns noch zu einem Beweise dieses Unterschieds der physischen Kräfte unter den Geschlechtern dienen, und der aus der Vertheilung der Arbeiten unter diesen Ständen hergenommene Beweis ist um so wichtiger, weil gerade diese Stände sich am wenigsten von der von der Natur vorgezeichneten Lebensweise entfernen. Sehen wir nicht allenthalben in den niedern Ständen, daß die härtesten Arbeiten, — diejenigen, die den größten Grad der körperlichen Anstrengung erfordern, von dem männlichen Geschlechte verrichtet werden? Sind es nicht Männer, die die größten Lasten tragen, die Arbeiten mit dem Pfluge verrichten? Wer fället und spaltet das Holz, dessen wir bedürftig sind? Nur wo es an

Männern fehlt, werden bey uns diese Arbeiten den Weibern zu Theil.

Der Mann ist der Regel nach nervigter, unbiegsamer wie das Weib. Die Körper der Personen des andern Geschlechts sollen wenigere feste aber mehr lockere Theile, wie die männlichen, enthalten, und weibliche Leichen daher weit schneller, wie männliche, verbrennen können. In den Säften des andern Geschlechts finden sich ungleich mehr wässerigte Feuchtigkeiten, als in denen des unsrigen, im Blute der Männer hingegen weit mehr Eisentheile. Der Körper des Weibes ist geschmeidiger, biegsamer, nachgebender wie der des Mannes. Er biegt sich da, wo der unsrige brechen würde. Zufolge vieler Erfahrungen halten daher Weiber anhaltende heftige Schmerzen, chirurgische Operationen, sogar selbst die Folter, besser aus wie Männer, wahrscheinlich aus eben dem Grunde, aus welchem bey vielen

Nationen in den anderen Welttheilen die schrecklichsten Martern leichter, wie unter stärkern Völkern, ertragen werden, weil die Kraft des Widerstandes und die Reizbarkeit schwächer ist. Der physische Unterschied der Geschlechter kann zwar auch in diesen Stücken, durch eine dahin abzielende Erziehung und Lebensweise, vermindert, jedoch nicht aufgehoben werden; aber von dem Unterschiede der Lebensweise der beyden Geschlechter hängt es gewiß nicht allein ab, daß die Weiber, wenn sie gewisse Jahre überlebt haben, im Durchschnitte älter wie die Männer werden: eine merkwürdige Erfahrung in Beziehung auf den physischen Unterschied der Geschlechter.

Die einzige Folge des physischen Unterschieds der Geschlechter, die Ausschließung der Weiber von der Vertheidigung des Vaterlandes gegen innere und äußere Feinde, wäre allein hinreichend, in der bürgerlichen Gesell-

schaft eine beträchtliche Ungleichheit zu Gunsten der Männer zu begründen. Die Vertheidigung der Horde und ihres Eigenthums ist der erste gemeinschaftliche Zweck der rohen uncultivirten Völker, an dem alle streitbare Männer Theil nehmen; und wenn bey großer Bevölkerung, Vertheilung der Arbeiten und hoch gestiegener Cultur dieser Zweck aufhört, der erste zu seyn, zu dem alle Mitglieder des Vereins verpflichtet sind, wenn in der Lage, in welcher sich die Europäischen Staaten itzt befinden, die Vertheidigung des Vaterlandes gewissen dazu auf mannigfaltige Weise bestimmten Personen männlichen Geschlechts übertragen wird, so setzt doch die allgemeine, aus den angeführten Gründen angenommene Ausschließung der Weiber schon gewissermaaßen den höchst wichtigen Unterschied fest, wodurch das andere Geschlecht von der unmittelbaren Theilnahme an der bürgerlichen Gesellschaft

ausgeschlossen, und auf die häusliche beschränkt wird *).

Zweytes Capitel.

Grundzüge des moralischen Unterschieds der Geschlechter.

Die große Verschiedenheit des körperlichen Baues und der physischen Stärke unter den Geschlechtern scheint zwar schon auf eine Ver-

*) So gerne sich auch einzelne Personen, ja sogar Gemeinheiten und Provinzen, von der Verpflichtung zu dem Soldatenstande befreyet sehen, so würde es doch eine Herunterseßung seyn, die sich schwerlich ganze Gemeinheiten oder Provinzen gern gefallen ließen, wenn ausgemacht wäre, daß keiner aus ihnen zu dem Militairdienste freywillig angenommen werden könnte. Die geringere Achtung, die die jüdische Nation in europäischen Staaten genossen hat, scheint unter andern Ursachen auch mit durch diese Ausschliessung begründet.

schiedenheit in den geistigen und moralischen Anlagen hinzudeuten; doch aus dem physischen Unterschiede allein läßt sich auf die Verschiedenheit der geistigen Anlagen noch nicht viel schließen; denn sehen wir es in unserm Geschlecht nicht häufig genug, daß in schwachen, kränklichen, kleinen, ja sogar misgestalteten Körpern ausgezeichnere Geistesfähigkeiten, und selbst bey den ersteren auch der größte Muth und die größte Stärke der Seele — Eigenschaften, von denen man wähnen sollte, daß sie die unzertrennlichsten Gefährten von körperlichen Kräften wären —, vorhanden sind? In die unergründliche Tiefe, ob und wie die physischen Anlagen die moralischen unter den Menschen überhaupt bestimmen, wollen wir uns nicht einlassen. Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß wenigstens die gröbern körperlichen Beschaffenheiten die geisti-

gen gar nicht ausschließend bestimmen, daß

selbst Krankheiten einerley Art, dem Anscheine nach von gleichem Grade der Stärke, bey zwey Personen von anscheinend gleicher Reizbarkeit und ähnlichen physischen Anlagen, oft auf Geist und Charakter ganz verschiedene Wirkungen hervorbringen. Die Seele des Einen erliegt unter dem physischen Leiden, da hingegen die Seele des Andern in dem zwar bittren Kampfe doch Meister bleibt. Bey dem einen wirkt die nämliche Krankheit dahin, Güte des Herzens, Sanftheit des Charakters, Wohlwollen zu unterdrücken, Eigenschaften, die bey dem andern ungehindert durch diese Krankheit sich fortdauernd in gleicher Blüthe erhalten, ja vielleicht noch herrlicher reifen. Scheint dieses nicht schon genugsam den ursprünglichen Unterschied der geistigen und moralischen Anlagen des Menschen, unabhängig von den körperlichen, zu beweisen, wenn gleich der Einfluß der feinern, ja sogar der gröbern

körperlichen Beschaffenheiten auf die Entwicklung der geistigen Anlagen von dem größten Einflusse gewöhnlich bleibt.

Wer den ursprünglichen Unterschied der geistigen Anlagen in den Menschen, unabhängig von den körperlichen, annimmt, wird wahrscheinlich nicht sehr abgeneigt seyn, einen ursprünglichen Unterschied zwischen den geistigen Anlagen der beyden Geschlechter, der Regel nach, anzunehmen, so wenig der letzte Unterschied auch aus dem ersteren streng gefolgert werden kann. Da der innere Bau des Körpers unter den beyden Geschlechtern so große Verschiedenheiten zeigt, so ist es höchst wahrscheinlich, daß Körper von so verschiedenen Organisationen in der Entwicklung der geistigen und moralischen Anlagen die größten Verschiedenheiten der Regel nach hervorbringen müssen.

Der zuerst von Helvetius recht aus-

geführte Grundsatz, daß die verschiedene Erziehung, in dem weitesten Umfange des Worts, die einzige Ursache der Verschiedenheit der geistigen und moralischen Kräfte unter den Menschen sey, hatte auch in Deutschland eine Zeitlang einen solchen Beyfall erhalten, daß die früheren vor der Einwirkung aller Erziehung und Umstände, die doch nur durch mehr und minder angehaltene Fortsetzung erst wirken können, vorhandenen Spuren der Verschiedenheit der Anlagen unter den Kindern in einer Familie übersehen wurden. Menschen zu bilden, sollte eine Kunst seyn, die bald zum Handwerke herabsank, bey der noch weniger Rücksicht auf den vorhandenen zu bildenden Stoff genommen ward, als selbst der Handwerker auf die von ihm zu bearbeitende Materie nimmt. Die Erziehung, die manches entwickeln, vieles unterdrücken und verbilden kann, sollte ausschließend alle Verschie-

denheit unter den Menschen allein bestimmen. Wer den ursprünglichen Unterschied unter den Personen unsers Geschlechts verwarf, dem konnte es nicht schwer werden, einen Schritt weiter zu gehen, die ursprünglichen Verschiedenheiten der geistigen Anlagen unter den beyden Geschlechtern zu läugnen, und den vorhandenen Unterschied in dem Geistigen und Moralischen zwischen Mann und Weib allein aus der Verschiedenheit der Erziehung, der Umstände und der Lebensweise zu erklären. Von der Meinung der ausschließend durch Erziehung und Umstände bewirkten Verschiedenheit in den moralischen und geistigen Anlagen der Menschen scheint das Zeitalter ziemlich zurückgekommen. Wir können uns also damit begnügen, hier zu untersuchen, ob die Verschiedenheit unter den moralischen und geistigen Anlagen zwischen den beyden Geschlechtern allein ein Werk der verschiedenen

Erziehung und Lebensweise sey, oder ob diese Verschiedenheit auf einen Unterschied in den ursprünglichen Anlagen hindeute?

Laßt uns kürzlich hier die Hauptverschiedenheiten der Geschlechter in dieser Beziehung angeben.

Zuerst diese allgemeine Bemerkung: Der Unterschied in den moralischen und geistigen Anlagen der beyden Geschlechter ist ein Unterschied des Grades, des Mehr und Minder. Beyde, Mann und Weib, sind Menschen. Die Grundzüge der menschlichen Anlagen finden sich bey Beyden, da beyde Wesen einer Gattung sind. Das Mehr und Minder giebt aber der Unterscheidungszeichen genug. Es ist genug, wenn im Allgemeinen einige Anlagen und Eigenschaften sich stärker und hervorstechender bey dem einen Geschlechte, und andere bey dem andern Geschlechte finden.

Diese hervorstechenden Eigenschaften sind das Charakteristische des Geschlechts.

Anhänglichkeit, Sanftheit, zarte und tiefe Empfindung, Feinheit des Geistes, sind im Allgemeinen die hervorstechenden Anlagen der Weiber; Stärke des Kopfes, die sich in den Verbindungen mehrerer Ideen, in dem Festhalten und den Folgerungen aus den Verbindungen der Ideen beweiset, hoher und anhaltender Schwung der Einbildungskraft, thätiger Muth des Charakters; hingegen die Anlagen, wodurch sich Männer auszeichnen. Sollte es eines langen Beweises bedürfen, daß in dem andern Geschlechte vorzugsweise sich Anlagen zur Anhänglichkeit, Sanftheit, zu zarter und tiefer Empfindung und zur Feinheit des Geistes finden? Den auffallendsten Beweis der eigenthümlichen Anhänglichkeit des Geschlechts giebt die Liebe der Mutter zu dem Kinde in den ersten Jahren seines Daseyns.

Ist nicht die Mutterliebe grade in diesem Zeitpunkte eine der stärksten und eine der allgemeinsten Empfindungen, deren die Weiber fähig sind? Wie gering ist nicht die Anzahl, wie unbedeutend sind nicht die Misgeburten unter den Weibern, die diese Empfindungen nicht theilen? Wie schwach ist nicht die Liebe des liebendsten Vaters zu dem neugebohrenen Kinde gegen die Liebe der liebenden Mutter? Ist diese Anhänglichkeit, diese sanfte, sich ganz hingebende Liebe der Mutter zum Säugling eine erlernte Empfindung? Ist sie, kann sie Folge der Erziehung seyn? Nur bey einigen höchst unglücklichen, höchst verschrobenen oder höchst verderbten Müttern wird sie mangeln; aber selbst bey dem Weibe, das nie andere Mütter noch Kinder sah, wird sich diese Empfindung in ihrer ganzen Stärke finden. Sie ist das heilige Werk der Natur, der dem Weibe zur Erhaltung der Gattung einge-

pflanzte Instinkt, den die Mutter mit dem Weibchen in den höheren Klassen des Thierreichs theilt.

Laßt zwey Kinder von dem gewöhnlichen Schlage von beyden Geschlechtern, getrennt von allem Umgange mit Wesen ihrer Gattung und ihres Alters, ohne allen Zwang, ohne alle Erziehung, die auf das Geschlecht Rücksicht nimmt, aufwachsen, und bald werden sich bey ihnen die Keime der verschiedenen Anlagen der Geschlechter verschieden zeigen. Der Knabe wird muthiger, lärmender wie das Mädchen; dieses sanfter, anschmiegender, ruhiger wie jener seyn. Wenn sie sich auch, als einzige Gespielen, von ihrem Geschmacke, ihren Empfindungen, ihren Anlagen etwas mittheilen, so wird doch die natürliche Verschiedenheit stark genug durchblicken. In der Regel wird das Mädchen nach der Puppe, der Junge aber nach dem Degen greifen, und die alte Fa-

bel von der Erkennung Achills an Lykomed's Hofe sich bewahrheiten.

Die Zeit der Entwickelung der moralischen und geistigen Anlagen unter den beyden Geschlechtern bietet gleichfalls eine große Verschiedenheit dar. Beobachtet das Mittelgut unter den Kindern der beyden Geschlechter, und ihr werdet sehen, daß die Anlagen der Mädchen sich früher, wie die der Knaben, entwickeln. Außerordentliche Anlagen und eine Erziehung, die einem Treibhause gleicht, können diese Verschiedenheit zwar aufheben oder mindern; aber im Durchschnitte wird dennoch diese Regel gelten.

Diese wenige Beyspiele zeugen hinlänglich von der Verschiedenheit der moralischen Anlagen unter den Geschlechtern, und daß sie kein Werk der Erziehung ist. Auf die weitere Entwickelung der angegebenen eigenthüm-

lichen Anlagen der Weiber werde ich unten zurückkommen.

Soll dieser Unterschied der moralischen Anlagen ausschließend aus der physischen Verschiedenheit der Geschlechter erklärt werden, so ist das dem Zwecke der gegenwärtigen Untersuchung gleichgültig, die nur die Festsetzung des ursprünglichen Unterschiedes beabsichtigt.

Einige Weiber und ihre höflichen Sachwalter geben zwar gleich und freudig zu, daß das andere Geschlecht vorzugsweise vor den Männern Anlagen zu den genannten moralischen und geistigen Eigenschaften besitze, läugnen aber, daß dieses umgekehrt auch der Fall bey unserem Geschlechte sey. Die auszeichnenden Eigenschaften der Männer sollen, ihrer Meinung nach, blos Folgen der Erziehung, Lebensweise und der Lage dieser in der bürgerlichen Gesellschaft seyn. Unter ähnlichen Um-

ständen würden die Weiber alle die dem männlichen Geschlechte als auszeichnend zugeschriebenen Eigenschaften auch besitzen.

Wäre dieses gegründet, dann wäre die Superiorität des andern Geschlechts über das unsrige gleich entschieden. Wer etwas voraus hat, und alles das haben kann, was der Andere besitzt, auf dessen Seite findet sich doch wol das Uebergewicht?

Wer aber nach Wahrheit sucht, ohne sich durch lächerliche Ansprüche der Eitelkeit blenden und irre führen zu lassen, der wird sich bald davon überzeugen, daß der Regel nach jedem Geschlechte eigenthümliche besondere Anlagen zukommen. Die Natur bindet sich aber in keinem Falle sklavisch an Regeln. So wie es Weiber von ungewöhnlicher physischer Größe und Stärke giebt, und Schwächlinge unter den Männern an Leib

und

und Seele, eben so trifft man Weiber, ausgerüstet mit den männlichen Anlagen des Geistes und Charakters, an; und Männer, die die eigenthümlichen Anlagen der Weiber besitzen. Diejenigen Anlagen, die sich bey dem einen Geschlechte stärker, in einem höheren Grade befinden — ich muß hier diese Bemerkung wiederholen, um nicht misverstanden zu werden —, nennen wir eigenthümliche Anlagen desselben. Wir vergessen nicht, daß Männer und Weiber, daß beyde Geschlechter Menschen sind, daß auch in unserm Geschlechte sich die Anlagen zur Anhänglichkeit, zur zarten und tiefen Empfindung, zur Sanftheit, zur Feinheit des Geistes, so wie bey den Weibern zu einer gewissen Stärke des Kopfes, zu einem Schwunge der Einbildungskraft und zum thätigen Muthe des Charakters, finden. Alles kommt hier auf Vergleichungen des einen Geschlechts mit dem andern an, und nur das

Mehr und Minder bestimmt das Eigenthümliche.

Bey dem großen Haufen in jedem Geschlechte sind, im Durchschnitte, selbst die eigenthümlichen Anlagen des Geschlechts nur schwach vorhanden. Das Gleichgewicht der Mittelmäßigkeit, das Loos des großen Haufens, läßt keine große Auszeichnung zu. Wenn es gleich der viel seltenere Fall ist, daß der Einzelne die Anlagen des Geschlechts gar nicht theilt, — denn auch moralische Monstra in dieser Rücksicht kommen höchst selten vor — so gehören doch die Fälle, wo die eigenthümlichen Anlagen des Geschlechts sich sehr hervorstechend zeigen, in beyden Geschlechtern zu den seltenen Erscheinungen.

Die Anlagen der beyden Geschlechter sind nur dem Grade nach verschieden. Wir werden das in Vergleichung des großen Haufens des einen Geschlechts gegen den großen Hau-

sen des andern finden. Bestätigen wird sich diese Wahrheit ferner, wenn wir die Personen eines jeden Geschlechts, die dessen eigenthümliche Anlagen in dem höchsten Grade besaßen, gegen einander aufstellen. Wo sind die Cäsare, die Friedriche, die Leibnitze, die Arioste, die Shakespeare, die Raphaels unter den Weibern?

Die charakteristischen Anlagen des andern Geschlechts sind nicht von der Art, daß sie bleibende Denkmäler der Vollkommenheit liefern können. Größe und Stärke des Geistes, Festigkeit und thätiger Muth des Charakters, hoher Schwung der Einbildungskraft, lassen das, was wir sterbliche Menschen unsterbliche Monumente nennen, zurück. Das kann die ausdauerndste Anhänglichkeit, die größte Sanftheit, die zarteste und tiefste Empfindung, die größte Feinheit und der bewunderungswürdigste Muth im Dulden nicht. Die Weiber, die

groß durch die höchste Ausbildung der eigenthümlichen Anlagen ihres Geschlechts sind, lassen sich nicht nennen. Sie sind nur dem bekannt, der alles siehet, und dem kleinen Zirkel, der sie lange und genau beobachten kann. Ihre Tugenden, ihre Vorzüge sind häusliche Tugenden, Vorzüge des Herzens. Ihre Belohnung ist nicht die Bewunderung der Nachwelt, höchst selten selbst die der Zeitgenossen. An dem Orte, wo sie leben, sind sogar nur zu oft die verdienstvollesten Weiber unbekannt. Rousseau hat in dieser Beziehung ganz Recht zu sagen: Das tugendhafteste Weib ist dasjenige, von dem man nicht spricht *).

*) Auf die so oft unbekannten weiblichen Vollkommenheiten mag Gray's treffendes Gleichniß mit Wahrheit angewandt werden:

Full many a Gem of purest ray serene,
The dark unfathom'd caves of Ocean bear:

So wie es nicht ganz selten Weiber giebt, bey denen sich die charakteristischen Anlagen der Männer finden, eben so trifft man Männer, die die eigenthümlichen Eigenschaften des Geistes und Herzens der Weiber in einem sehr hervorstechenden Grade besitzen. Es ist nicht genug, zu wiederholen, daß die Natur sich nicht sklavisch an Regeln bindet, die keine Ausnahmen gestatten; allein man vergleiche die Weiber, bey denen man die moralischen Anlagen ihres Geschlechts in dem höchsten Grade angetroffen hat, mit den Personen unsers Geschlechts, die die nämlichen Anlagen in größter Maaße besitzen, und man wird finden, daß solche Männer solchen Weibern in den angegebenen Anlagen nachstehen.

Full many a flower is born to blush unseen,
And waste its sweetness on the desert air.

Durch zweyerley Arten von Vergleichungen läßt sich also der Satz von den verschiedenen Anlagen der Geschlechter bewahrheiten: Vergleicht den zahlreichen Haufen der beyden Geschlechter mit einander, und ihr werdet bey dem männlichen Theile diese, bey dem weiblichen Theile jene Anlagen vorzüglich bemerkbar finden; aber freylich nur schwache Anlagen, weil das Mittelgut, der große Haufen, allenthalben und in beyden Geschlechtern nur schwache, keine sehr hervorstechende, Anlagen besitzt. Sind euch große Gelegenheiten zur Menschenkenntniß, und der Blick, solche zu benutzen, zu Theil geworden: dann haltet ferner diejenigen Männer, welche am reichhaltigsten mit den eigenthümlichen Anlagen ihres Geschlechts ausgerüstet sind, gegen die Weiber, bey denen sich diese Anlagen in größter Maaße finden; thut das Nämliche in dem umgekehrten Falle, und ihr werdet in beyden Fällen, bey

beyden Arten der Vergleichungen, euch von dem Unterschiede der moralischen Anlagen unter den Geschlechtern überzeugen.

Erziehung, Lebensweise und die Lage in der bürgerlichen oder häuslichen Gesellschaft bestimmen, entwickeln, hemmen oder unterdrücken die natürlichen Anlagen des einzelnen Menschen, ohne Unterschied des Geschlechts. Es ist oft sehr schwer, ja unmöglich, zu bestimmen, welchen Antheil diese äußern Umstände an der Bildung des einzelnen Menschen, sey es Mann oder Weib, hatten. Ganz rein sehen wir die eigenthümlichen Anlagen ohne Einwürkung äußerer Umstände nie. Am reinsten sehen wir die ursprünglichen Anlagen bey Kindern. Hier — auch das wiederhole ich noch einmal — werden wir in der Regel eine große Verschiedenheit zwischen den Anlagen der Knaben und Mädchen finden. Also eine Verschiedenheit in den Anlagen, unabhängig von

äußern Umständen, ist da. Unter dem großen Haufen der beyden Geschlechter wird die größte Anzahl, weil sie nur mit schwachen Anlagen gebohren wird, das, wozu sie die Umstände, Erziehung, Lebensweise und Lage bilden. Nichts würklich Großes kann aus dem Stoffe geformt werden, dem Energie der Seele fehlt; aber wol etwas Brauchbares fürs Haus, für gewöhnliche Lagen unter gewöhnlichen Umständen. Diese Lage, diese Umstände können schlafende Kräfte wecken; jene Lage, jene Umstände wachende Kräfte einschlummern. Bey einzelnen Menschen trifft man Kräfte und Anlagen, die ganz mit der Erziehung, die sie genossen, und den Umständen, unter denen sie ihr Leben hinbrachten; im Widerspruche stehen; ein Beweis, daß Erziehung und Umstände die Kraft, das Ausgezeichnete, in den außerordentlichen Menschen nicht schaffen, sondern, wenn sie zu ihren Anlagen pas-

sen, diesen nur zur Entwickelung dienen. Hätten selbst ungewöhnliche Weiber auch völlig die Anlagen der ausgezeichneten Männer: diese Anlagen würden sich, trotz aller Hindernisse, die aus den Umständen und der Verschiedenheit der Lage entspringen, entwikkeln, und sich, wenn auch nicht in der bürgerlichen Gesellschaft, doch in den unsterblichen Werken der bildenden Künste, oder in der Schriftstellerey, zeigen.

Gebt immerhin den Weibern die Erziehung von Männern; versetzt sie in die Lage, in die Lebensweise der Männer: ihr werdet dennoch keine Männer aus ihnen bilden. Bey einzelnen Ausnahmen möget ihr es zu einem hohen Grade von Täuschung, wie bey einer d'Eon geschehen, bringen; allein aus dem großen Haufen wird durch diese Einrichtung nur ein Zwittergeschlecht werden, das zwar aufgehört hat weiblich zu seyn,

aber dennoch nicht männlich ist. Eben so würde es umgekehrt unserm Geschlechte in dem ähnlichen Falle ergehen. Das Moralische in der edlen feinen Weiblichkeit werden wir nicht erreichen. Mit Beyspielen, die zu nennen sind, läßt sich diese Wahrheit nicht beweisen, wenn gleich die Erfahrungen über Weiber, die einer den Männern sehr ähnlichen Erziehung genossen haben, nicht zu den größten Seltenheiten gehören. Wo wäre der Gewinnst, wenn dergleichen Misgeburten vervielfältigt würden? Die beste Erziehung bleibt doch in der Regel diejenige, die die vorhandenen Anlagen mit größter Rücksicht auf die vorhandenen Umstände, unter denen sich der einzelne Mensch befindet, entwickelt, die völlig bösartigen Neigungen unterdrückt, und die zweifelhaften zum Guten lenkt. Soll bey dem Armen alles auf Entwickelung von Talenten angelegt seyn, die nur der

Reiche benutzen kann? Was nützt dem Armen die Gabe der feinsten Unterhaltung? Soll der zum Bürger eines monarchischen Staates Gebohrene für eine Gleichheit glühen, die sich in der Würklichkeit nur in den kleinsten ärmsten Republiken findet? In den Büchern stehet es freylich wol, daß Genie's, große Menschen, sich die Umstände, Lagen und Zeiten, für die sie gemacht sind, schaffen; allein in der würklichen Welt sieht es anders aus. Die Zahl der wahrhaftig großen Genie's ist bey weitem nicht so beträchtlich, wie man gewöhnlich denkt. Mögen diese ihren Weg gehen, und sich die Umstände, die zu ihren Anlagen passen, ohne Beleidigung der Moralität, zu schaffen suchen. Sollen aber Talente, die zu den Umständen, in welchen sich der Einzelne befindet, und wahrscheinlich sein ganzes Leben hindurch befinden wird, nicht passen, auf

Kosten seiner Zufriedenheit ausgebildet werden? Den sittlichen Werth des Menschen, der unabhängig von Umständen ist, soll die Erziehung begründen helfen. Sie soll aber ferner den Menschen würdig des Glücks, und fähig, des Glücks zu genießen, zu machen suchen. Dieses kann sie nicht, wenn sie Neigungen ausbildet, herrschend macht, die mit der Lage, in der er sich befindet, im Widerspruche stehen, die ihm die Zufriedenheit mit seiner Lage, mit den Umständen, die ihn umgeben, die er nicht ändern kann, rauben.

Alles dieses auf das andere Geschlecht angewandt, so zeigt sich, daß im Ganzen die Weiber durch die eigenthümlichen physischen und moralischen Anlagen zum Leben in der häuslichen Gesellschaft, nicht zum Treiben und Wirken in den größern bürgerlichen Verbindungen, nicht zum öffentlichen Leben bestimmt sind. Unsere bürgerlichen und häus-

lichen Einrichtungen stehen also, in Beziehung auf die den beyden Geschlechtern angewiesene Wirkungskreise, im Allgemeinen gar nicht mit der Natur im Widerspruche, sondern sind Folgen des ursprünglichen Unterschiedes der Geschlechter, der in der Regel Statt findet. Die bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen sind die vorzüglichsten unter denjenigen Umständen, welche die Anlagen der Weiber entwickeln und bestimmen. In den untern Volksklassen wird sich die Blüthe der Weiblichkeit in dem Charakter des andern Geschlechts nicht so wie in den gebildeteren, aber nicht verbildeten, Klassen entwickeln und zeigen können. Der Unterschied der Geschlechter ist überhaupt in den untern Ständen nicht so auffallend, wie in den Klassen, in welchen ein jedes Geschlecht die für dasselbe passende Ausbildung erhalten hat. Die Lebensweise, die nothwendige Für-

sorge für den täglichen Unterhalt, durch die Verrichtung grober Arbeiten, wirken in den untern Klassen der Ausbildung aller Anlagen, die sich auf Feinheit des Geistes, und noch mehr auf Feinheit der Empfindung bey den Weibern beziehen, entgegen. Eine höhere Ausbildung dieser Anlagen würde den weiblichen Theil jener Klassen, eben so wie den männlichen Theil derselben, wenn er die Bildung der höheren Stände erhielte, unzufrieden und untauglich für seine Lage machen, die er höchst selten ändern kann. Lage und Umstände bestimmen gewöhnlich den Grad der Bildung, den jeder Mensch erhält, da, wo der Stoff nicht auf eine entscheidende Weise widerstrebt. Paßt die ertheilte Bildung nicht zu der Lage, in welcher sich der Mensch befindet, in welcher er wahrscheinlich bleiben wird, so entstehen gewiß zwanzig Unglückliche gegen Einen, der durch die er-

haltene ungewöhnliche Bildung Gelegenheit bekommt, seine Lage nach jener umzuschaffen. Von der Ausbildung der Anlagen, die sich auf Feinheit des Geistes und Feinheit der Empfindungen beziehen, hängt die Moralität des Menschen nicht ab. Diese kann und wird ohne jene Ausbildung Statt finden. Gute moralische Menschen giebt es in allen Klassen, kann es in allen Klassen geben, wenn gleich die Umstände, unter denen der Mensch aufwächst und lebt, der Beförderung seiner Moralität höchst nachtheilig oder höchst vortheilhaft seyn können.

So wie die häuslichen Verhältnisse in den untern Volksklassen bey dem andern Geschlechte der Ausbildung der feinern Weiblichkeit entgegen streben und diese zurückhalten: so würken in den höheren Ständen die im Allgemeinen auf die physischen und

moralischen Anlagen des Geschlechts gegründeten bürgerlichen Einrichtungen der Ausbildung mancher Anlagen, die die Weiber mit den Männern theilen, entgegen. Am unangenehmsten mag dieses freylich für die nicht übergroße Anzahl der Weiber seyn, welche in ihrem Verstande und Charakter viel Männliches in einem hohen Grade besitzen. Geister und Charaktere der Art werden sich freylich, durch den in der bürgerlichen Gesellschaft ihrem Geschlechte angewiesenen Wirkungskreis beengt, und wol gar unglücklich fühlen; aber wie viele Männer giebt es nicht auch, für deren Geist und Charakter die Lage und Umstände, unter welchen sie leben, äußerst niederdrückend und unpassend ist? Wie selten sind nicht die Fälle, wo der Mensch sich ganz die für ihn gemachte Lage schaffen, die Umstände, so wie er es wünscht, zu seinem Vortheile verändern kann? Der moralische

Mensch

Mensch kann solches auf Kosten seiner Moralität nicht einmal wollen. Er wird die meistens weit nützlichere Arbeit, seinen Charakter und Geist brauchbar für seine Lage zu bilden, der gewöhnlich unnützen Anstrengung, diese Lage völlig nach seinen Wünschen umzuschaffen, vorziehen. Dieses mag auch die Bemühung der Weiber seyn, die ein günstigeres Schicksal, als dasjenige, was ihnen die Umstände anweisen, verdienen, oder zu verdienen wähnen; genug, daß die Hauptgrundzüge unserer bürgerlichen Einrichtungen, in Beziehung auf die Lage des andern Geschlechts, auf den ursprünglichen, im Allgemeinen von den unserigen verschiedenen physischen und moralischen Anlagen der Weiber beruhen. Die Vorschriften der Natur sind durch die Hauptzüge der bürgerlichen Einrichtung befolgt. Das Weib ist in der Regel nicht für das öffentliche bürgerliche

Leben, sondern für die häusliche Gesellschaft gemacht. Sollte aber, selbst bey dem vorhandenen Unterschiede der Anlagen unter den Geschlechtern, nicht dem weiblichen, in Gemeinschaft mit dem männlichen Geschlechte, eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, ohne großen Nachtheil für die bürgerliche Gesellschaft, eingeräumt werden können? Dieses wollen wir in dem folgenden Capitel untersuchen.

Drittes Capitel.

Gemeinsame Behandlung der Geschäfte durch beyde Geschlechter.

In den untern Volksklassen ist die Verschiedenheit der Lebensbestimmung der beyden Geschlechter zwar nicht so hervorstechend, wie in den höheren Ständen, bietet aber doch, sobald wir uns über die Klasse der Tage-

löhner erheben, schon große Verschiedenheiten als Folgen bürgerlicher Einrichtungen dar: Die Lebensbestimmung gründet sich bei den untern Klassen weit mehr blos auf den Unterschied der physischen Anlagen, als bey den höheren Ständen. Die härtesten Arbeiten zum Brod:erwerb fallen dem Manne zu, und so auch die härtesten unter den häuslichen, der Regel nach, wenn die nothwendigen Arbeiten zum Broderwerb ihm Zeit zu deren Verrichtung übrig lassen. Bey den Handwerkern gehören die Handwerks:arbeiten ausschließend für den Mann, weil, wo Zunfteinrichtung Statt hat, die Frau nicht mit arbeiten darf, da sie nicht zünftig gelernt hat. Die Meisterin kann als Wittwe das Meisterrecht behalten; sie erscheint aber nicht persönlich in den Gildeversammlungen. Auf dem Lande kann die Wittwe den ihr eigenthümlich zustehenden Hof bewirthschaften; al-

lein persönlich tritt sie, der Regel nach, nicht in der Versammlung der Gemeinde auf. Wo durch Gewohnheiten oder Gesetze erlaubte oder bestimmte Versammlungen zur Handhabung der, besondern Corporationen im Staate zustehenden, Gerechtsame Statt haben, da findet man die Weiber von diesen Versammlungen, durch Observanz oder ausdrückliche Vorschriften, ausgeschlossen. Dieses gilt in den höheren wie in den niedern Ständen. Nirgend, in Staaten, die unserer Cultur theilhaftig sind, sah man Weiber als Mitglieder eines mit Männern besetzten Collegiums angestellt.

Hat das stärkere Geschlecht, ohne andere Gründe als seine Stärke, diese Einrichtung getroffen, oder ist sie eine Folge des Unterschiedes in den physischen und moralischen Anlagen der Geschlechter? Eine ruhige Ueberlegung wird die Beantwortung der Frage

bald ergeben. Die Ausschließung der Weiber aus den Berathschlagungen der Corporationen im Staate gründet sich höchst weislich auf die Sinnlichkeit unsers Geschlechts. Die Ursachen, daß die Weiber physisch und moralisch der schwächere Theil sind, daß man ihnen im Allgemeinen wenigere ruhige Ueberlegung und kalte Vernunft zutrauet, mögen viel zu der Ausschließung von öffentlichen Berathschlagungen mitgewirkt haben; aber schwerlich würden diese Gründe allein die fortdaurende Ausschließung rechtfertigen können. Der Rath, die Einsichten der ausgezeichneten guten Köpfe unter den Weibern müssen doch gewiß, wo es nicht auf nothwendige Vorkenntnisse ankommt, mehr werth seyn, als die Meinung mittelmäßiger, ja oft schwachsinniger Männer. Bey dem Anfange unserer heutigen Cultur wird freylich alles zunftmäßig erlernt und getrieben.

Das weibliche Geschlecht konnte also nicht in Gemeinschaft mit dem männlichen zu der Erlernung der Handwerke zugelassen werden, wenn nicht die Sinnlichkeit beyder, vorzüglich des männlichen Theiles, die größten Unordnungen hervorbringen sollte. Ein flüchtiger Gedanke auf die Folgen von wandernden Handwerksburschen von beyden Geschlechtern, von ihrer Vermischung auf Herbergen, wird dieses schon ergeben. Man denke sich männliche und weibliche Studirende auf einer Akademie, in den nämlichen Hörsälen, vereinigt — nicht eine einzelne Ausnahme, ein einzelnes Mädchen, das einmal ein Collegium besucht —, und zweifle noch, wenn man kann, an den Folgen, die hieraus für die Sittlichkeit entstehen müßten.

Die zunftmäßige Vorbereitung zu dem Eintritte in das bürgerliche Leben und zu den Geschäften der bürgerlichen Gesellschaft

geschieht in Deutschland für die höheren Stände, die einer gelehrten Bildung bedürfen oder solche genießen wollen, auf den Universitäten. Mögen immerhin Einzelne auch auf einem andern Wege für die öffentlichen Geschäfte gebildet werden können. Für die große Anzahl, mit wenigen Ausnahmen, bleiben diese gelehrten Anstalten, zumal wenn bey ihnen eine größere, aber ja nicht vollkommen schulmäßige Aufsicht über die Sitten und eine zweckmäßigere Prüfung des Fleißes der jungen Leute erst allgemein eingeführt seyn wird, unstreitig die besten Vorbereitungsmittel. Wie viele Väter und Mütter möchten aber wol ihre Töchter auf die hohen Schulen zum Studiren senden? Jünglinge und Mädchen in den Jahren, entfernt von dem väterlichen Hause, ohne genaue Aufsicht beysammen! — Brauche ich der Folgen weiter zu gedenken? Freilich läßt sich wol der

Plan zu einer blos für das andere Geschlecht bestimmten Universität entwerfen und selbst, mit großen Kosten, zur Ausführung bringen; das Wichtigste aber, die durch einen ganz nahen völlig zwanglosen Umgang mit den Männern allein hinlänglich zu erhaltende Kenntniß der Welt und der bürgerlichen Verhältnisse, würde dennoch stets mangeln. Nach vollendeten Universitätsjahren müßten Frauenzimmer gemeinschaftlich mit Männern in ein Collegium, in bürgerliche Aemter, angestellt werden. Wäre in einem solchen, von beyden Geschlechtern besetzten gemischten Collegio wol auf ruhige kaltblütige Ueberlegung der vorkommenden Gegenstände zu rechnen? Müßte nicht die Sinnlichkeit, grade in den Ständen, wo starke körperliche Arbeit ihre Reizbarkeit nicht schwächt, stets auf eine feinere oder gröbere Weise in Bewegung gerathen? Würde nicht die zur Erhaltung der Sittsam-

keit in dem Umgange der beyden Geschlechter so nothwendige, in Behandlung der Geschäfte aber so äußerst verderbliche Galanterie den nachtheiligsten Einfluß auf die Berathschlagungen und Entschlüsse erhalten? Gewiß! unausbleiblich würden die schädlichsten Folgen für die Geschäfte und die Sittlichkeit zugleich eintreten und die Uebertretung der letztern nur zu oft in wahre Zügellosigkeit ausarten.

Man wende nicht dagegen ein, daß, da die gemischten gesellschaftlichen Zusammenkünfte der beyden Geschlechter ohne Nachtheil der Sittlichkeit Statt finden, auch diese Mischung eben so gut zur Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten ohne Gefahr für die Sittsamkeit geschehen dürfte. Es ist ja grade die in den gemischten Gesellschaften dem andern Geschlechte so auszeichnend gewidmete Ehrerbietung, Huldigung, Höflichkeit, kurz,

die Galanterie der Männer, die die lebhafteren zügellosen Ausbrüche der Sinnlichkeit bey dem jüngern oder reizbareren Theile unsers Geschlechts zurückhält. Die hergebrachten Formen des Anstandes zügeln die Begierde, ohne sie zu unterdrücken. Der durch den stärksten Trieb in der Natur gereizte rohe Naturmensch würde zugreifen, um seine Begierde zu befriedigen, wenn ihm nicht das Gewebe der Formen, das sich ihm gleich in tausend Kleinigkeiten zeigt, Fesseln anlegte. Diese Formen der Galanterie würden aber in gemischten Versammlungen zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten wegfallen, und müßten wegfallen. Sie würden wegfallen, weil Gewissenspflicht, weil lebhaftes Interesse für die zu entscheidenden Angelegenheiten die Personen unsers Geschlechts nöthigen dürften, nur auf die Sachen zu achten, ohne Rücksicht auf die Verschieden-

heit des Geschlechts der Andersdenkenden zu nehmen, wovon die Hinwegsetzung über die den Weibern in der Gesellschaft geweiheten Formen der Ehrerbietung unabänderliche Folge wäre. Diese Formen müßten aber auch wegfallen, weil sie zu oft der gründlichen Untersuchung der Wahrheit die schädlichsten Hindernisse entgegenstellen. Mit wechselseitiger Achtung lassen sich zwar widersprechende Meinungen gegenseitig vortragen; aber selten oder nie kann ein Streit über wichtige Angelegenheiten in den Formen, die zur Aufrechthaltung des Anstandes zwischen den beyden Geschlechtern nothwendig sind, ohne Nachtheil der Wahrheit, geführt werden.

Von den großen Volksversammlungen an, bis zu dem kleinen Collegio herunter, setzen sich die wichtigsten Hindernisse der gemeinschaftlichen Behandlung der öffentlichen Geschäfte durch beyde Geschlechter entgegen.

Die Sinnlichkeit, vorzüglich die der Männer, ist das erste und wichtigste von allen. Wenn die Reize von vielsagenden Augen, von einem schalkhaften Munde, von einem vollen und hebenden Busen, gleich in der gemischten Gesellschaft stark genug auf uns wirken, so geschieht doch solches dort nur ohne unmittelbaren augenblicklichen Einfluß auf die Geschäfte. Sind diese Gegenstände unsern Augen entrückt, dann ist ihr Einfluß, wo nicht vernichtet, doch sehr gemindert. Bey reizbaren Männern in Senaten und Collegien würden diese Waffen ihrer weiblichen Collegen auf das stärkste die Entscheidung bestimmen helfen. Also nur der Sinnlichkeit ganz erstorbene Männer, oder abgelebte Matronen, könnten ohne Gefahr Beysitzer in einem durch die verschiedenen Geschlechter gemischten Collegio werden. Was wäre aber mit den jungen Weibern anzufangen?

Wo sollten sie die Behandlung der Geschäfte lernen können, wenn sie bis in das Alter von aller Theilnahme an derselben ausgeschlossen werden? Wie unbrauchbar müßten nicht die Weiber für die öffentlichen Angelegenheiten seyn, die erst in den Matronenjahren in diese Geschäfte eingeführt würden?

Je näher man die Frage untersucht, je mehr wird sich uns die Ueberzeugung aufdringen, daß die Führung der öffentlichen Geschäfte nicht gemeinschaftlich von beyden Geschlechtern geschehen kann. In dem gesellschaftlichen Leben, ja selbst in gelehrten Akademien, kann diese Mischung, ohne die erwähnten Nachtheile in einem hohen Grade befürchten zu dürfen, Statt finden, da die gelehrten Akademien nicht eigentliche Betreibung der Geschäfte, sondern Vorlesungen von Abhandlungen, zum Gegenstande ihrer Arbeiten haben. In der gemeinsamen Aus-

übung der schönen Künste durch beyde Geschlechter findet gleichfalls kein gemeinschaftliches Handeln Statt. In Zeichnungs-Akademien beschäftigt sich ein Jeder mit seiner Zeichnung; in Concerten ein Jeder vorzüglich mit den ihm vorliegenden, mit seinen Noten. Nur bey der Schauspielerkunst und den pantomimischen Künsten findet sich gewissermaßen ein gemeinschaftliches Handeln. Allein der Gegenstand der Ausübung dieser Künste hat doch nichts weniger als freye Berathschlagung zum Zweck. Im Allgemeinen ist das Schauspielerleben keine Schule zur Ausübung, zur Aufrechthaltung der feinsten Blüthe der Sittsamkeit, so glücklich in einzelnen Fällen auch die Bemühungen einzelner Schauspieldirektoren für Bewahrung des größten sittlichen Anstandes waren, und so wahrhaft tugendhaft auch einige vortreffliche Schauspielerinnen gewesen sind. Den

übeln Folgen der Galanterie arbeitet der sehr rege, sehr wirksame Künstlerneid auf das mächtigste entgegen. Viel gewöhnlicher wird bey den männlichen Künstlern der Mangel an äußerer Achtung, an schonender Behandlung der weiblichen Künstlerinnen seyn.

Wir dürfen aus dem Gesagten den sichern Schluß ziehen, daß die Behandlung der öffentlichen Geschäfte nicht ohne den größten Nachtheil durch beyde Geschlechter in der Regel gemeinschaftlich geschehen kann. Ein Geschlecht muß dem andern weichen. Männer oder Weiber müssen ausgeschlossen werden. Diese Ausschliessung wird sich das stärkere Geschlecht nicht gefallen lassen, darf sich solche nicht gefallen lassen, da es im Allgemeinen mit bessern physischen und moralischen Anlagen zur Betreibung der Geschäfte ausgerüstet ist.

Der gemeinsamen Besorgung häuslicher

Angelegenheiten treten die angeführten Hindernisse nicht in den Weg. Die häuslichen Verbindungen sollen sich auf Geschlechtsliebe gründen, wie zwischen Mann und Frau, oder sie schließen diese völlig aus, wie zwischen Mutter und Sohn, Bruder und Schwester. In einzelnen Geschäften, die sich auf gesellige oder Privatverhältnisse beziehen, mag gleichfalls eine gemeinsame Behandlung durch Personen beiderley Geschlechts, und selbst mit Vortheil für die Sache, geschehen; allein wenn die Natur auf der einen oder der andern Seite nicht entgegenstrebt, wenn die Personen nicht zu den nicht ganz gewöhnlichen gehören, so ist auch bey einer gemeinsamen Behandlung solcher Geschäfte die Klippe nicht fern, woran die Sittlichkeit scheitern kann, in so fern das Geschäft einen genauen, zwanglosen, häufigen Umgang erfordert oder nach sich ziehet.

Die

Die größte Ausnahme, wo die Sorge für die unmittelbare Behandlung der öffentlichen Geschäfte Weibern übertragen worden, findet sich in den Regierungen und Regentschaften mehrerer Staaten. Die Geschichte hat der Königinnen und Regentinnen genug. Wir wissen, daß einige wenige von diesen selbst regiert, groß und gut regiert haben; daß andere Beherrscherinnen, je nachdem die Minister waren, die ihnen der Zufall gab, gut, mittelmäßig, schlecht, ihre Staaten verwalteten. Uns interessirt hier zweyerley: erstlich die Ursache, warum man in einigen Staaten die höchste Verwaltung der Geschäfte Weibern in einigen Fällen eingeräumt hat, da sie doch in den nämlichen Staaten von der Behandlung der niedern Geschäfte ausgeschlossen bleiben? Zweytens: ob und wie ein Unterschied in der Natur der Sache liegt, daß, ohne Nachtheil für die Geschäfte,

die höchste Verwaltung derselben Frauenzimmern anvertrauet werden kann, da solche nicht ohne bedenkliche Folgen zu einer gemeinsamen Behandlung minder wichtiger Geschäfte zugezogen werden mögen?

Die Ursache der Zulassung der weiblichen Erbfolge und der weiblichen Vormundschaft in der Regierung einiger Staaten mag einestheils in zufälligen Umständen, in der gegründeten oder ungegründeten Vorliebe eines Regenten für seine Tochter oder Schwester und seine Gemahlin zu suchen seyn, in der natürlichen Neigung, die ein Jeder für seine nächsten Verwandte, die er nicht haßt, vorzugsweise vor entfernteren Angehörigen, oder gar Fremden, fühlt. Anderntheils wirkte bey dem Volke die Liebe und Verehrung für den herrschenden Stamm, und die Furcht vor dessen Erlöschung und deren Folgen, die bey der nur auf den Mannsstamm beschränkten

Succession viel leichter eintreten mußten, zur Begründung der weiblichen Erbfolge, wenn nicht grade wichtige entgegen wirkende Ursachen diese Gefühle zum Nachtheil der weiblichen Succession unterdrückten. Wo die Tochter, wenn sie keine Brüder hatte, die väterlichen liegenden Gründe erbte, war dieses eine neue starke Triebfeder, bey dem Regentenstamme auch in der weiblichen Linie zu bleiben, in Zeiten, wo nicht Steuren, sondern Eigenthum die Hauptquelle der Schatzkammer ausmachte. Alles dieses zusammengenommen, überwog oft die nachtheiligen Meinungen von weiblicher Schwäche und der aus dieser fließenden Unfähigkeit zur Regierung; ja, nicht selten mogte selbst eine weibliche Regierung für ehrgeizige, unruhige Große darum wünschenswerth scheinen, weil sie, eben wegen der Schwäche des Geschlechts, sich größere Freiheit und Zügellosigkeit unter

einem Weiberregimente versprachen. War nur einmal erst eine weibliche Regierung da gewesen, dann war es natürlich, daß sich die interessirten Personen und ihr Anhang auf den Vorgang beriefen; und so wenig auch in den wenigsten Reichen die Successions-ordnung durch Gesetze genau bestimmt war, so fühlte doch schon in den entferntsten Zeiten ein Theil im Volke die übeln Folgen, sich von der nur einigermaßen durch Gewohnheit eingeführten Erbfolgeordnung zu entfernen.

Die Staatsvormundschaften der Mütter gründeten sich auf die größere Sicherheit des Minderjährigen, von dessen Tode nie die Mutter, aber wohl der männliche Verwandte, Vortheil ziehen konnte, auf die größere Liebe und Sorgfalt, die, nach den heiligsten Gesetzen der Natur, von dem Mutterherzen zu erwarten war. Die Nachtheile der Trennung der Regentenschaft von der Vormund-

schaft ergab sich sehr bald. Wo einmal weibliche Erbfolge oder weibliche Vormundschaft gewesen war, da wirkte wechselseitig das eine zur Einführung des andern, obgleich nicht allenthalben mit Erfolg. Besondere Umstände, Gewalt, Zufälle, Glück, kamen sehr oft ins Spiel und entschieden. In einem Reiche erhielt die königliche Gemahlin nach der Geburt eines Prinzen Sitz in dem Staatsrath. Aus Vorgängen und Gewohnheiten wurden Gesetze für oder gegen weibliche Erbfolge. Das Lehnsystem und sehr kriegerische unruhige Zeiten waren der weiblichen Erbfolge nicht günstig, ohne jedoch ihr allenthalben den Ausschluß zu geben.

Die höchste Verwaltung im Staate konnte weiblichen Händen anvertraut seyn, ohne daß der in der Regel aus der gemeinsamen Behandlung anderer öffentlichen Ge-

schäfte durch beyde Geschlechter zu befürchtende Nachtheil entstehen mußte. Ein großer Unterschied fand Statt. Die Behandlung der Geschäfte unter einer weiblichen Regierung war zwar auch eine gemeinsame Behandlung durch beyde Geschlechter, weil eine Königin so gut mit ihren ersten Staatsbedienten, Ministern und Generälen die Geschäfte besorgen muß, als wie ein männlicher Fürst. Aber die zur Berathschlagung und Behandlung der Geschäfte, von dem zahlreichsten Senate an, bis zu dem kleinsten Collegio herunter, so nothwendige Gleichheit fällt in der Behandlung der Geschäfte zwischen dem Landesherrn und seinen ersten Staatsbedienten weg. Die Gleichheit kann und darf nicht zwischen dem Herrn und seinen Bedienten Statt finden, weil sie nur auf Kosten der dem Landesherrn zum öffentlichen Wohl so nothwendig gebührenden höch-

sten Ehrerbietung eingeführt werden könnte. Wo keine Gleichheit ist, können keine Debatten seyn. Der Minister hat vorzutragen, der Landesherr aber zu entscheiden. Dieser Mangel an Gleichheit schließt jedoch keineswegs die freimüthige, lebhafte Darlegung der eigenen Meinung, der Gründe, welche sie bestimmen, von dem Vortrage aus. Einer weitern Gleichheit bedarf es zur Behandlung der Geschäfte in der letzten Instanz nicht. In Senaten und Collegien würde die nothwendige Gleichheit entweder durch die zu große Ehrerbietung oder zu geringe Achtung gestört werden, die das stärkere Geschlecht in einer gemischten Versammlung dem schwächern bezeigen würde. Galanterie und Rohheit müßten diese Gleichheit aufheben, und die durch die äußern Formen der Gleichheit stark gereizte Sinnlichkeit würde nur zu oft alle ruhige Ueberlegung verhindern.

Bey einer weiblichen Regierung fallen alle diese Nachtheile weg. Die höchste Ehrerbietung, die dem Landesherrn, sey er Mann oder Weib, gezollt wird, schließt Galanterie und Rohheit aus. Nichts zügelt auch die Sinnlichkeit stärker, als die höchste Ehrerbietung, als die unermeßliche Kluft, die selbst der erste Diener des Staats zwischen sich und dem Throne sieht. Wo eine so große Verschiedenheit des Standes vorhanden ist, wo das Weib so hoch, der Mann so niedrig stehet, da ist selten oder nie der Mann der Verführer.

Selbst für die Behandlung der Geschäfte in der letzten Instanz kann eine weibliche Regierung vortheilhaft seyn. Die ersten Staatsbedienten können ihre Meinungen über die Geschäfte dreister, beharrlicher vortragen, da der weibliche Beherrscher es leichter, als der männliche, fühlen und glauben wird, daß

der erfahrene Staatsmann Kenntnisse und Einsichten besitzt, die ihm mangeln, und bey dem Unterschied der Geschlechter der Geschäftsneid, die Geschäftseifersucht, einen weit kleinern Spielraum hat.

Die höchste Verwaltung der Geschäfte des Staats kann ohne wesentliche, alles überwiegende Nachtheile weiblichen Händen anvertrauet seyn, wenn gleich nicht aus beyden Geschlechtern ein Collegium besetzt werden dürfte, ohne daß die erheblichsten Nachtheile für die Führung der Geschäfte einträten. Bey der Verwaltung derjenigen Aemter, wo zwar keine collegialische Berathschlagung, aber doch das Verhältniß von Obern und Subalternen Statt findet, giebt es die nämlichen wichtigen Bedenklichkeiten. Man denke sich weibliche Obere oder weibliche Subalternen in den Geschäftsverhältnissen zu Personen unsers Geschlechts, unter oder über diese. Die

aus diesen Verhältnissen entspringende und zu ihrer Aufrechthaltung durchaus erforderliche Achtung wird nicht stark genug seyn, die Sinnlichkeit gehörig im Zaum zu halten. Dieses kann allein, der Regel nach, von der höchsten Ehrerbietung erwartet werden, die wir ausschließend der Regentenwürde weihen.

In einigen Staaten hat es der Fälle gegeben, wo bürgerliche Aemter von Weibern versehen und gut versehen worden; allein einmal heben höchst seltene Ausnahmen keine Regeln auf; zweytens waren die Aemter von der Art, daß eine sehr geringe persönliche gemeinsame Behandlung der Geschäfte dabey Statt fand. Häufiger, wenn gleich immer noch selten genug, waren die Fälle, wo Frauen die Geschäftsarbeiten ihrer Männer im Hause theilten, sie wol ganz oder größtentheils für sie verrichteten, schriftliche Vor-

träge, Entscheidungen ausarbeiteten. Diese Verrichtungen können aber nicht zu einer gemeinschaftlichen Behandlung der Geschäfte mit andern Männern gerechnet werden. Es sind Cabinetsarbeiten, die keine persönliche Berathschlagungen erfordern und voraussetzen, sondern Arbeiten, die zur Schriftstellerey gehören.

Einem großen Handelshause, einer großen ländlichen Oekonomie, standen nicht ganz selten Wittwen auf eine ausgezeichnete Weise vor. Allein die Arbeiten der Schreibstube abgerechnet, die dazu gebildete oder vorzüglich begabte Weiber recht gut verrichten konnten, so war auch hiebey größtentheils von keiner eigentlichen persönlichen Behandlung der Geschäfte mit andern Männern die Rede. Das persönliche Handeln beschränkte sich auf die Anweisung und Direktion der Dienerschaft. Es bedurfte dabey keiner Gleichheit,

und das Verhältniß von Herrschaft zu Dienerschaft war meistens stark genug, die Sinnlichkeit gehörig zu zähmen.

Viertes Capitel.

Vorzügliche Anlagen der Weiber.

Durch körperliche und geistige Anlagen scheint der Mann vorzugsweise von der Natur zum Herrschen bestimmt, und die Sinnlichkeit beyder Geschlechter, besonders die des männlichen, welche, im Ganzen genommen, viel ungestümer und lebhafter sich regt, wie bey dem zärteren Geschlechte, legt der gemeinsamen Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten durch beyde Geschlechter die unüberwindlichsten Schwierigkeiten in den Weg. Das öffentliche Leben kann also nicht die Bestimmung der Weiber seyn, die sich auf das häusliche Leben allein zu beschränken scheint.

Dem öffentlichen und häuslichen Leben ist nunmehr seit geraumer Zeit das ausgebreitete gesellschaftliche Leben in den höheren Ständen an die Seite gesetzt oder vorgezogen. Aber dieses ausgebreitete gesellschaftliche Leben darf nie die vernünftige Bestimmung der beyden Geschlechter, selbst in den höheren Ständen, werden.

Bevor wir die Bestimmung des andern Geschlechts zu dem häuslichen Leben untersuchen, so laßt uns einen Blick auf die Vortheile des größern gesellschaftlichen Lebens bey dem rechten Gebrauche, und die Nachtheile, die aus dessen Misbrauche entstehen, werfen; einen Blick, der uns bald zeigen wird, daß dieses Leben nicht die Bestimmung eines vernünftigen Wesens seyn, den Zweck unsers Daseyns erfüllen kann.

Das ausgebreitete gesellschaftliche Leben soll zur Ausbildung mehrerer Eigenschaften

des Kopfes, mancher Talente, dienen, und kann Gelegenheiten darbieten, wohlwollende Neigungen des Herzens zur Thätigkeit zu befördern. Sparsam und recht genossen, ist es eine Würze des Lebens, und giebt auf diese Weise eine wohlthätige Veränderung und Erholung. Der große Haufen, der einige Lebhaftigkeit des Geistes besitzt, der aber des ausgebreiteten gesellschaftlichen Lebens nicht so genießt, der dieses Leben zu seiner Hauptbeschäftigung macht, straft sich unvermeidlich selbst. Das Gute dieses Lebens verliert sich ganz für ihn. Er fühlt eine Leere, die ihn nur selten in dem Taumel verläßt. Der unmäßige Genuß macht auch in diesem Genuß allen wahren Genuß verschwinden. Die ungleich größere Anzahl derjenigen, die sich den Wirbeln der gesellschaftlichen Zerstreuungen gänzlich überlassen, ihre einzige oder Hauptbeschäftigung darin

finden, werden für den Genuß des Vergnügens bald abgestumpft, da selbst in den größten Hauptstädten, ungeachtet sie die mannigfaltigsten Abwechselungen von gesellschaftlichen Zerstreuungen darbieten, der Zirkel dieser Vergnügungen stets eng und einförmig bleibt. Den Sinn des Genusses verlieren die meisten dieser Menschen bald; aber je größer die daher entstehende Leere wird, je stärker steigt das Bedürfniß, das unruhige Treiben nach ewigen Abwechselungen. Vergnügen gewähren sie zwar diesen verglaseten Geschöpfen, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, nicht mehr; allein sie sind ein Bedürfniß geworden, dessen Entbehrung unglücklich macht, wenn gleich der Besitz uns freudenleer läßt.

Je lebhafter die Lebensgeister bey dem Einzelnen vorhanden sind, je ausgebreiteter diese Lebhaftigkeit sich in einer Nation findet:

se länger kann freylich der Sinn des Genus-ses für die Zerstreuungen der großen Welt bey dem Einzelnen, und in einer Nation, die viele Einzelne dieser Art aufzuweisen hat, dauern; aber wenn die Abwechselungen der Zerstreuungen ihren Reiz verloren haben, den sie doch häufig sehr früh verlieren, so-bald das Suchen dieser Abwechselungen Hauptbeschäftigung des Menschen wird, so dreht sich das Leben in der großen Welt fast allenthalben um zwey Punkte: in der bis auf das äußerste verlängerten Jugend um Liebesintriguen, und in dem Alter, das hier früher, dort später eintritt, um das Spiel.

Unter dem Troß, den Figuranten und Comparsen, die die Versammlungen der gro-ßen Welt bevölkern, giebt es in einer phleg-matischen Nation eine beträchtliche Anzahl, die, ohne Ansprüche auf irgend eine Gattung

von

von lebhaftern Vergnügungen, zufrieden damit ist, ihren Tag in Gesellschaft außer dem Hause zugebracht zu haben, und die am Abend, bey Ueberdenkung der so nützlich vollbrachten Zeit, ihrem Schöpfer dankt, daß sie den Tag in Gesellschaft war. Menschen, die eine so schwache Anlage zur Thätigkeit der Seelenkräfte, so wenig Reizbarkeit haben, fühlen freylich keine peinigende Leere, als diejenige, sich ganz selbst überlassen zu seyn. Wenn aber gleich diese Leere nur denjenigen recht drückt, der bessere natürliche Anlagen besitzt und den Menschen von schwächeren Geistesfähigkeiten weniger oder gar nicht quält, so wirkt das ausgebreitete gesellschaftliche Leben, sobald es Hauptbeschäftigung wird, grade dahin, den unthätigen und wenig reizbaren einzuschläfern, ihn vollends abzustumpfen und zu verdorren. Diese Gattung von Menschen wird durch ein Leben der Art

auch leerer, als sie bey einer andern angemeßneren Beschäftigung geworden wäre, obschon sie diese Leere nicht so fühlt, wie sie Menschen, die reizbarer waren, fühlen.

Das Leben in der ausgebreiteten Gesellschaft kann allein darum nicht Bestimmung des vernünftigen Menschen seyn, weil nur höchst selten einer, dessen Hauptbeschäftigung ein Leben der Art ist, sich dabey zufrieden und glücklich fühlen wird. Ein solches Leben darf ferner nicht Hauptbeschäftigung werden, da der Mensch durch den Misbrauch desjenigen, was, sparsam genossen, ihm eine reiche Quelle von Vergnügungen oder wenigstens von Abwechselungen anbietet, sich eines der wichtigsten Mittel zum Genusse, zur Erholung, gänzlich verdirbt. Endlich kann das Leben in der ausgebreiteten Gesellschaft als Hauptbeschäftigung unmöglich die Bestimmung, der Zweck des Daseyns, eines ver-

nünftigen Wesens, in Beziehung auf die Pflichten, die es gegen sich selbst und andere Wesen seiner Gattung hat, werden. Da ich auf diesen Gegenstand in der Folge noch genug zurückkommen muß, so scheint das Gesagte hier völlig hinlänglich, um das häusliche Leben allein als Bestimmung des andern Geschlechts zu betrachten, weil das Leben in der größern Gesellschaft nicht der Hauptzweck des Daseyns eines vernünftigen Wesens seyn kann, und das Leben für die bürgerliche Gesellschaft nicht Bestimmung des Weibes, sondern des Mannes, ist. — Unter dem häuslichen Leben verstehe ich überhaupt das Leben in engeren, durch die Gesetze des Staats gebilligten, Verbindungen. Lasset uns itzt hier die Anlagen untersuchen, die die Natur vorzugsweise, in größerer Maaße, dem andern Geschlechte vor dem unsrigen gab, die Erziehung und Lebensweise in dem Zu-

stande unsrer Cultur bey ihnen entwickeln und zu vervollkommen suchen müssen. Die nähere Beleuchtung dieser Anlagen wird am überzeugendsten die Bestimmung des andern Geschlechts zum häuslichen Leben beweisen.

Anhänglichkeit, Sanftheit, Muth im Dulden, zarte und tiefe Empfindung, Feinheit des Geistes, sind die vorzüglichsten Anlagen und Fähigkeiten der Weiber. Ihre Bestimmung entsteht aus diesen Anlagen.

Die Anhänglichkeit zeigt sich bey dem andern Geschlechte sehr früh. Der kleine gesunde Knabe ist sich selbst weit mehr genug; er hat das Anschmiegende nicht, das Bedürfniß, das wir bald bey dem kleinen Mädchen gewahr werden, sich an andere Wesen zu hängen. Mag dies immerhin zum Theil aus einem Gefühle von physischer Schwäche, aus der Empfindung, daß es des Schutzes bedarf, entstehen. Genug für uns:

dieser Trieb zur Anhänglichkeit zeigt sich schon in den ersten Jahren, und es ist nicht Ueberlegung, nicht die Bekanntschaft mit der bürgerlichen Lage des Geschlechts, die in reifern Jahren erst diesen Trieb erzeugt. Wir sehen ihn vielmehr in reifern Jahren eingezwängt, oder vermindert. Die Sittsamkeit des Geschlechts drückt seine Aeußerungen alsdann nieder, und wo, wie bey dem großen Haufen, die Neigungen nicht sehr stark sind, da schwächt die öftere Zurückhaltung des Ausdrucks am Ende die Neigung selbst. Die rege gewordene und sehr genährte Eitelkeit, gleichviel, ob von der stillen oder von der lebhaften Art, greift als eine entgegengesetzte Leidenschaft den Trieb zur Anhänglichkeit sehr wirksam an, stumpft die Gefühle der Anhänglichkeit ab, oder vermindert solche. Und dennoch, wie sehr sind nicht diese Gefühle bey demjenigen Theile des Geschlechts, der

nicht ganz aus ursprünglichen Fehlern des Charakters oder durch Umstände dieses Trie-bes entbehrt, bemerkbar! Wie gehässig sind nicht auf die Länge die störrigen zurückstoßen-den Charaktere unter den Weibern den Män-nern, wenn sie auch solche anfangs durch Schönheit oder pikanten Witz an sich ziehen! Das Weib ist die zarte Weinrebe, die der hohen Ulme bedarf, um sich zu halten, sich an ihr hinaufzuschlängeln.

Diese dem Weibe von der Natur ein-gepflanzte Anhänglichkeit schließt zwar nicht alle Selbstständigkeit aus, wird aber doch diese beschränken. Selbstständigkeit in dem Grade und in der Ausdehnung, wie wir sie bey den dem Ideale eines Mannes nahekom-menden wirklichen Menschen antreffen, dürfen und sollen wir bey einem Weibe, der Regel nach, nicht erwarten. Das Weib kann sich in seiner höchsten Bestimmung nur als Gat-

tin und Mutter zeigen, also nur in den genauesten persönlichen Verhältnissen zu andern einzelnen Menschen, die an sich schon eine gewisse Abhängigkeit nach sich ziehen, als Folge der Liebe. In dem besondern Verhältnisse der Frau zu ihrem Ehemanne wird diese Abhängigkeit sich am stärksten, vorzüglich da zeigen, wo das Band der Ehe die vollkommenste Männlichkeit mit der vollkommensten Weiblichkeit vereinigt hat.

Zur Erfüllung der edelsten Bestimmung des Mannes werden die genauesten persönlichen Verhältnisse, deren die Weiber bedürfen, um ihre höchste Bestimmung erreichen zu können, nicht wesentlich erfordert. Der Mann gehört seiner Vaterstadt, seinem Vaterlande, dem ganzen Menschengeschlechte an. Nicht so das Weib. Er bedarf es nicht, Ehemann und Vater zu seyn, um sich in der edelsten Wirksamkeit im Großen und Kleinen

zeigen zu können. Auch ohne Amt im Staate gab es von jeher einzelne Männer, die Kraft und Gelegenheiten besaßen, für ihr Vaterland, zum Besten der Menschheit, zu handeln. Die engsten, im Ganzen auch für den Mann höchst wichtigen, häuslichen Verhältnisse sind für ihn keine durchaus nothwendige Vorbereitungen zu der Sphäre der edelsten Wirksamkeit. Hätte der wahrhaft philanthropische Howard verehlicht gewesen seyn müssen, um sich seiner erhabenen Leidenschaft widmen zu können, sich dieser aufzuopfern *)?

*) Sollten Howards Verdienste und Namen schon in Deutschland vergessen seyn, so mag Burke an ihn erinnern: I cannot name Mr. Howard without remarking, that his labours and writings have done much to open the eyes and hearts of Mankind. He has visited all Europe, — not to survey the sumptuousnefs of palaces, or the statelinefs of temples; not to make

Völlig selbstständig, in dem weitesten Umfange des Worts, ist kein Mensch, soll kein Mensch seyn. Der kälteste eingeschrumpfteste Egoist nähert sich dieser höchst tadelswürdigen Selbstständigkeit am meisten. Der Geizige scheint in dieser Beziehung der Selbstständigste, der anderer Menschen am wenig-

accurate measurements of the remains of antient grandeur, nor to form a scale of the curiosity of modern art; not to collect medals, or to collate manuscripts: — but to dive into the depths of dungeons; to plunge into the infections of hospitals; to survey the Mansions of sorrow and pain; to take the gage and dimensions of Misery, depression, and contempt; to remember the forgotten, to attend to the neglected, to visit the forsaken, and to compare and collate the distresses of all men in all Countries.

His plan is original and it is as full of genius as it is of humanity. It was a

sten bedarf, aber nicht Moliere's Harpagon, — denn der ist noch verliebt, — sondern Plautus Euclio. Der Spieler bedarf doch anderer Menschen, die mit ihm spielen; und der Grobsinnliche, der nur für seinen Gaumen lebt, eines guten Koches. Wenn aber gleich bey dem wohlwollendsten Manne die Selbstständ-

voyage of discovery, a circumnavigation of charity. Already the benefit of his labour is felt more or less in every country: I hope he will anticipate his final reward, by seing all its effects fully realized in his own. He will receive, not by retail but in gross, the reward of those who visit the prisoner; and he has so forestall'd and monopolized this branch of charity, that there will be, I trust, little room to merit by such acts of benevolence hereafter. *Burke's* speech at Bristol im zweyten Bande seiner Werke, p. 289, 90.

digkeit sehr beschränkt seyn wird und muß, wenn er schon anderer Wesen außer sich bedarf, um seine edelsten Gesinnungen in Thätigkeit zu setzen, sie nicht, in Ermangelung dieser, vertrocknen zu lassen: so hat doch der Mann ein ungleich freyeres Feld der Wirksamkeit, wie das Weib. Das Weib kann nur in den engsten persönlichen Verhältnissen zu andern, gegen Ehemann, Kinder, Eltern, Anverwandte, oder selbst gewählte Lieben, seine besten Tugenden beweisen. Fehlen ihm diese persönliche Verhältnisse, so fehlt ihm alles; denn zu einer ausgebreitetern Wirksamkeit ist es theils von der Natur mit geringern Eigenschaften ausgerüstet, wie der Mann, theils fehlt es ihm dazu an Bildung und Erfahrung, theils legt ihm die Schicklichkeit enge Fesseln an, die nur Wenige wagen dürfen, ohne Nachtheil für ihren eigenen Werth, zu zerbrechen.

Wüßten wir die frühere Geschichte von Männern, die viel und gut in der Welt gehandelt haben, genau, so würden wir wahrscheinlich sehen, daß die meisten von diesen durch frühere engere Verhältnisse des Herzens, durch Anhänglichkeit und Liebe zu einem oder mehreren bestimmten Wesen außer sich, gebildet, ihre spätere große und gute Denkart und Handelsweise durch solche Verhältnisse gegründet worden. Recht anschaulich wird diese Wahrheit in der Geschichte Friedrichs des Großen, der schwerlich ohne die Liebe zu seiner Schwester, Mutter, einigen Freunden, die die Trübsale seiner Jugend wärmer und inniger erhielten, sich in sich selbst so ausgebildet haben würde. Und wenn in spätern Zeiten sein Charakter uns weniger anzieht, wenn wir in ihm dann mehr den Herrscher bewundern, als den Menschen lieben: kommt es nicht mit daher, daß in die-

sen spätern Zeiten die engen Bande, die den Herrscher gegen einige Härten, ja Ungerechtigkeiten, vielleicht hätten bewahren können, durch den Tod zerrissen waren, ohne durch neue gleichhaltige ersetzt worden zu seyn?

Männer von Kopf, verbunden mit einer großen Stärke des Charakters, können viel Gutes und Großes ausrichten. Eine lebhafte Thätigkeit, von diesen Eigenschaften geleitet und gezügelt, kann für die Welt sehr viel werth seyn; aber doch wird man gewöhnlich die feinste Blüthe bey solchen Charakteren und ihren Handlungen vermissen, wenn nicht in den ersten Grundzügen des Charakters Liebe zu einzelnen Menschen verwebt war, und diesen die erste Richtung gab. Ohne diese wird nicht ein wahres Wohlwollen die Handlungen leiten, sondern allein der Trieb, der Seele Bewegung zu verschaffen, ein unruhiges Feuer die Grundlage der Thätigkeit

seyn; eine Thätigkeit, die alsdann eben so leicht auf ungerechte Zerstöhrung, als auf harmonische Erhaltung und Vervollkommung des vorhandenen Guten angewandt werden wird.

Vom Einzelnen muß der Mensch, der Regel nach, ausgehen. Er muß einzelne Wesen geliebt haben, sonst wird er kein wahres warmes Wohlwollen für das Menschengeschlecht fühlen. Nur eine erhitzte Einbildungskraft, mit der häufig genug wenig wahre Empfindung verbunden ist, kann wähnen, ein Herz zu besitzen, das fähig sey, die ganze Welt liebevoll zu umfassen, ohne ein bestimmtes Wesen außer sich geliebt zu haben, kann sich, und noch öfterer Andere, täuschen. Der beste Probirstein aller Philanthropen und glühenden Schwärmer für das Wohl der Menschheit wird ihr Betragen in den engeren Verhältnissen des Lebens abgeben. Ha:

ben sie kein einzelnes Wesen, ohne Rücksicht auf eigentlichen sinnlichen Genuß, geliebt *), dann mögen sie gute treffliche Dichter seyn, aber dann mag die Menschheit diesen anscheinend übertünchten Gräbern mistrauen, bis sie ihre Apostelwürde zum Besten derselben durch Thaten bewahrheiten.

Der Mann wird durch engere Verhältnisse zu der edelsten Thätigkeit in einem ausgebreitetern Wirkungskreise gebildet. Das Weib bleibt mehr und minder auf engere Verhältnisse beschränkt. In jedem engeren Verhältnisse opfert wenigstens ein Theil etwas von seiner Selbstständigkeit auf. Ist die Anhänglichkeit, die Liebe, die Bewunderung viel größer von der einen Seite, als von der andern, so ist auch die Aufopferung

*) In dieser Beziehung sagt schon Moliere sehr richtig: L'ami du genre humain n'est point du tout mon fait.

der Selbstständigkeit von dieser Seite um so stärker. Der am stärksten liebt oder bewundert, strebt, sich ganz hinzugeben, seinen Geist, seinen Charakter nach dem Geiste, dem Charakter des geliebten oder höchst verehrten Gegenstandes zu bilden, ihm auf das möglichste ähnlich zu werden. Wird bey dieser lebhaften Bestrebung die gehörige Rücksicht auf die natürlichen Anlagen oder auf die besondern Umstände des Liebenden genommen, so kann allerdings auch eine solche sehr große Aufopferung der Selbstständigkeit zur wahren Veredlung des Liebenden gereichen. Geschieht dieses nicht, so entsteht aus dieser lebhaften Bestrebung, sich einem andern Gegenstande zu verähnlichen, eine Verschiedenheit im Denken oder Handeln, eine unglückliche Copey, in der sich kein Ebenmaaß findet, ein Wesen, das nirgend hinpaßt, das einen Flug nimmt, den seine Fittige nicht ertragen.

In den engern Verhältnissen, in welchen Liebe oder Verehrung sich auf beyden Seiten ziemlich gleich sind, wird ein jeder Theil etwas von seiner Selbstständigkeit, wissentlich oder nicht, dem andern aufopfern. Menschen von einiger Empfänglichkeit für moralische Eindrücke, die sich viel sehen, nehmen schon, ohne es zu wissen, ohne es selbst zu wollen, gewöhnlich mehr oder minder von einander an. Wie viel häufiger und stärker wird dieses nicht geschehen, wenn wechselseitige Liebe das enge Band knüpfet. In dem engsten Verhältnisse der Ehe wird sich dieses am auffallendsten zeigen. Die gutgeartete Frau, deren Ehemann nicht zu tief an Geistesfähigkeiten unter der ihrigen steht, wird, aus der dem unverdorbenen Theile des Geschlechts eigenen Anhänglichkeit, aus persönlicher Liebe, aus Achtung für die ausgebreiteteren Einsichten und mannigfaltigeren Er-

Bayerische Staatsbibliothek München

fahrungen ihres Mannes, viele von seinen Ueberzeugungen und Neigungen annehmen, wenn nicht ein sehr bestimmter entschiedener Charakter, der überhaupt unter den Menschen, und vorzüglich unter dem andern Geschlechte, sich selten findet, diesem Nachgeben entgegen strebt, oder fortgesetzte eigene Wahrnehmungen das Urtheil der Frau über mehrere Punkte abweichend von dem des Ehemannes bestimmen.

Ist die Zuneigung unter den Eheleuten sich ungefähr von beyden Seiten gleich, sieht der Mann die Frau häufig genug, um Einfluß über ihre Neigungen und Denkungsart behaupten zu können, und nicht zu viel, so daß die Frau sich nicht erdrückt, nicht erschöpft fühlt, daß sie, die auch dem anhänglichsten liebevollesten Herzen, nachdem der erste Rausch der Liebe verraucht ist, nothwendige Zeit, als ein freyes Wesen für sich athmen,

sich selbst fühlen zu können, übrig behält, so wird die gutgeartete Frau, wissentlich oder nicht, viel von ihrer Selbstständigkeit aufopfern, sich nach dem Manne bilden, wenn das Uebergewicht von Geist und Charakter, vorzüglich von letzterem, nicht zu sehr sich auf ihre Seite hinneigt.

Wenn das weibliche Geschlecht, durch die in seiner Natur gegründete Anhänglichkeit, durch Mangel der Gelegenheiten, sich vielseitige Erfahrungen in der Welt zu sammlen, durch seine Bestimmung, die es weit mehr an einzelne andere Wesen bindet, häufig genug viel von der Selbstständigkeit seines Geistes und Charakters aufopfern wird und muß, so folgt doch gar nicht hieraus, daß es allen seinen eigenen Neigungen und Ueberzeugungen, mithin aller Selbstständigkeit, zu entsagen hat. Der kleinlichdenkende, eingeschränkte, eitle oder despotische Mann mag sich freylich mit einer

Dratpuppe, einem Automaten von einer Frau, einer Sklavin, der er nur den Titel einer Gattin gewährt, glücklich dünken, von ihr verlangen, daß sie für sich weder fühlen noch denken soll. Aber er wird es in der Erziehung seiner Kinder, in der Anordnung seines Hauswesens, in der Unterhaltung in seinem Hause, wenn er anders dieser bedarf, und nicht seine Frau zur stummen oder hohltönenden Zuhörerin, zur allzeit fertigen Bewundererin seines nie versiegenden Flusses der Rede, gewählt hat, zu seinem Nachtheile gewahr werden, wie wenig die Maschine einer solchen Frau, ganz ohne eigenen Willen, ohne eigene Gedanken, zur Erfüllung der ihr mit obliegenden wichtigen Pflichten gemacht ist. Die Selbstständigkeit des Weibes muß durch die persönlichen Verhältnisse zu andern Menschen beschränkt werden, mehr wie die Selbstständigkeit des Mannes. Nur laßt uns da-

bey nie vergessen, daß das Weib ein moralisches Wesen bleibt, das nicht auf alle Selbstständigkeit Verzicht leisten darf, ohne der Würde seiner Natur, ohne der gehörigen Erfüllung seiner wichtigsten, seiner edelsten Pflichten zu entsagen.

Sanftheit des Charakters ist ein hervorstechender Grundzug des andern Geschlechts, der sich schon in den Kinderjahren zeigt. Einzelne heftige, aufbrausende, wilde kleine Mädchen wird man freylich antreffen, selbst nicht als große Seltenheiten antreffen; aber man beobachte hundert Knaben auf der einen und hundert Kinder vom weiblichen Geschlechte auf der andern Seite, und man wird sich bald überzeugen, daß das andere Geschlecht im Durchschnitte sanfter wie das unsrige sey. Die physische Bestimmung des Weibes ist: zu dulden, mit Schmerzen zu gebähren, darum hat die Natur es mit einer geringern

Widerstrebungskraft ausgerüstet. Die Fibern des Weibes haben nicht die Stärke der männlichen Fibern; sie sind schlaffer, nachgebender wie diese. Der Mann, der viele anhaltende körperliche Leiden ausgestanden hat, kommt erst allmählig aus physischen und moralischen Ursachen dahin, diese Leiden besser, wie der starke ungeübte Mann, zu erdulden. Bey dem Weibe hat schon die Natur, unabhängiger von eigener Erfahrung, den Grund, das Uebel mit größerer Ergebung ertragen zu können, gelegt, wenn gleich das Weib, da es physisch schwächer ist wie der Mann, schon da Schmerzen empfindet, wo sie der stärkere Mann noch nicht fühlt.

Durch Sanftheit zieht das Weib den Mann an. Der Mann ist heftiger, stürmischer, aufbrausender, harscher wie das Weib. So viel Freude es ihm auch in einzelnen Augenblicken gewähren mag, mit Wesen sei-

ner Art zu seyn, die gleichgestimmt mit ihm eben so heftig fühlen, wie er, ihre Empfindungen eben so stark äußern, wie er: so werden doch der Gelegenheiten genug vorkommen, wo grade diese, der seinigen so ähnliche, Heftigkeit gegen ihn anstoßen wird, wo er sich nach mildern Empfindungen, nach einem sanftern Ausdruck der Empfindungen sehnen muß. In dem Umgange mit dem Manne stößt der Mann nur zu oft auf Ansprüche, auf Anmaßungen, die den seinigen völlig gleich sind. Nur zu oft will keiner weichen, keiner nachgeben. In dem Umgange mit einem Weibe findet er weit seltener Ansprüche, die den seinigen völlig gleich sind; und sollten ja Ansprüche ähnlicher Art zwischen zwey Personen der beyden Geschlechter sich zeigen, wie viel leichter wird nicht dem Manne in dem Falle das Nachgeben werden, da das andere Geschlecht sich sanfter äußert, da das wahre

oder eingebildete Gefühl der größern Stärke und Ueberlegenheit, dessen der Mann sich bewußt ist, nebst der gewöhnlichen Galanterie gegen die Weiber, ihn dazu hinneigen macht.

Muth im Dulden steht der Sanftheit zur Seite. Diesen zur physischen Bestimmung des Weibes unentbehrlichen Muth gab ihm die gütige Natur. Mögen immerhin mehrere Weiber sich allein aus Leichtsinn, aus sinnlicher Lust den schon erprobten Gefahren einer Schwangerschaft, einer Entbindung aussetzen; einige werden ohne Leichtsinn, ohne lebhafte sinnliche Freude sich diesen Gefahren mit Ueberlegung bloßstellen, aus Liebe zu ihren Ehemännern, zur Erhaltung des häuslichen Friedens und Glücks. Bey der Reizbarkeit des andern Geschlechts, in Verbindung mit einer verzärtelten Erziehung vor oder in der Ehe, ist es nicht zu verwundern, wenn es manche Weiber giebt, die keinen

Muth im Dulden, in Krankheiten aller Art, beweisen, einen Muth, der im Ganzen dem Geschlechte eigen ist, der aber freylich denjenigen fehlen wird, die in keinem Stücke sich selbst zu beherrschen gelernt haben.

Der Muth, physisches Uebel besser wie der Mann, der Regel nach, dulden zu können, ist es aber nicht allein, der die Weiber auszeichnet. Auch moralische Uebel tragen die Weiber mit größerer Ergebung in ihr Schicksal, wie die Männer. Der Mann kämpft gegen sein Schicksal an. Er widersteht und widerstrebt ihm nicht allein da, wo noch Aenderung möglich ist, sondern er fährt auch nur zu oft fort, mit ihm zu ringen, wenn er den Kampf, um den es galt, längst als entschieden ansehen sollte. Der Heftige stößt, dem Wahnwitzigen gleich, seinen Kopf gegen die Mauer, indeß der Minderheftige in dumpfen Mismuth versinkt.

Das Weib wird gegen die Gewalt des Schicksals die dem schwächern Theile eigenen Waffen gebrauchen. Durch Gewandtheit wird sie ihm zu entschlüpfen, durch Feinheit, die bis zur List herabsinkt, es zu lenken suchen. Da, wo es nichts abzuändern vermag, wird das Weib dulden, nicht selten heroisch dulden, sowohl den herben Schlag, der seine Hoffnungen auf einmal vernichtet, sein Glück miteins zerstöhrt, als die bittern so oft erneuerten Kränkungen und Widerwärtigkeiten, die seine innere Zufriedenheit untergraben, mit mehr ruhiger Ergebung, wie wir Männer die Schickungen der ersten Art, tragen, und bey denen der zweyten Gattung nicht so tief sich einem bemeisternden Unmuth überlassen, sondern die durchscheinenden Augenblicke der Heiterkeit festzuhalten suchen.

Wie viel zu dem Muthe im Dulden, der dem Geschlechte vorzugsweise eigene leichte

Sinn — ich möchte ihn hier nicht Leichtsinn nennen, — mitwirken mag, ist äußerst schwer zu bestimmen. Wahr ist es, daß im Ganzen das andere Geschlecht, vermöge seiner Fähigkeiten und seiner Lage, höchst selten große, viel umfassende Plane anlegen, auf deren Erreichung hinarbeiten kann. Wo die Plane die Seele nicht innig und lange beschäftigt haben, da wird auch die Zerstöhrung der Plane nicht sehr tief wirken. Sehr wenig Weiber können ein fein ausgemaltes Bild von ihrem ganzen Zustande bey sich stets gegenwärtig behalten. Wenige sind vorausse-hend genug, um alle die Gefahren von weitem zu ahnen, die ihrem Glücke drohen. Durch ihre Beschäftigungen an Behandlungen von Kleinigkeiten gewöhnt; gewohnt, ein jedes Ding, einen jeden Vorfall einzeln, und nicht im Zusammenhange, zu betrachten, folgt die größere Anzahl der Weiber leicht den

Eindrücken des Augenblicks, erquickt sich wieder an den ersten Sonnenstrahlen, die sich nach einem Sturme zeigen, kann sich oft ungestöhrt der Freude an ihnen überlassen, ohne der Gewitterwolken zu achten, die schon auf das neue über ihren Häuptern schweben.

Den Zustand, der durch Verminderung des Vermögens, der Einnahme, der Beschränkung der Glücksumstände eintritt, tragen im Allgemeinen die Weiber besser, wie die Männer, wenn nicht die Eitelkeit zu glänzen, oder die Gewohnheit des Luxus, sich ganz ihrer Seele bemächtigt hat. Von der Natur hat das Weib geringere Bedürfnisse in Beziehung auf Speise und Trank, wie der Mann. Weiber, die mit Vielem nicht hauszuhalten, keinen Ueberschlag im Großen zu machen wissen, können oft mit Wenigem auskommen. Nur die höchst kleine Zahl der reichen Erbinnen abgerechnet, lernt das Ge-

schlecht aus den bürgerlichen Einrichtungen es bald, daß die Tochter nicht wie der Vater, die Wittwe nicht wie die Ehefrau leben kann. In der übertriebenen Verfeinerung der bürgerlichen Gesellschaft liegt freylich manches, wodurch das eitle, egoistische, heftige, herrschsüchtige Weib in seinen verschrobenen Neigungen bestärkt, diese über alles schätzen wird. Von Charakteren der Art ist überhaupt kein wahrer Muth im Dulden, keine Ergebung in das Schicksal, zu erwarten. Diese werden ihren eingebildeten Bedürfnissen nicht ohne die größte Noth, nicht ohne den größten Kampf, entsagen.

Zarte und tiefe Empfindung ward das Loos des edelsten Theils des weiblichen Geschlechts. Bey den feiner organisirten Weibern wird die dem Geschlechte von seiner ersten Entwickelung an eigenthümliche

Anhänglichkeit, nach Vollendung dieser Entwickelung, in tiefe warme Empfindung für eins oder mehrere Wesen außer sich übergehen. Mit der Zartheit und Feinheit, wie solche Weiber lieben, können dieses nur äußerst wenige unter den Männern. Große Beschäftigungen, viel Thätigkeit in und außer sich, die, wo nicht die Heftigkeit, doch wenigstens die Innigkeit der Liebe bey den Männern mindern, fehlen dem Weibe. In dem für ihn der Natur nach bestimmten Leben der häuslichen Eingezogenheit muß die Tiefe der Empfindung zunehmen. Fast alles wirkt dahin, die Empfindung des Weibes auf einen, höchstens ein paar Gegenstände allein zu beschränken. Freylich ist das anders in der großen Welt; die beständige Folge von Zerstreuungen verhindert, daß hier etwas Wurzel faßt. Wie selten findet sich wahre Leidenschaft in den Herzen Derer, die stets in

glänzenden Zirkeln leben! Da herrscht nur Eitelkeit, der Tod der Liebe.

Die zarte und tiefe Empfindung der Weiber wird sich am stärksten in der Geschlechtsliebe zeigen. Moralische und physische Ursachen vereinigen sich, um der Liebe bey dem Weibe, das wahrhaft lieben kann, die Uebermacht über alle andere Leidenschaften einzuräumen. Die Sinnlichkeit des Weibes ist zwar, der Regel nach, lange nicht so feurig, wie die des Mannes; allein das Weib kennt keine andere Befriedigung der Sinnlichkeit, als durch den Gegenstand ihrer Liebe, die der verliebte sinnliche Mann, in dem Sturme sinnlicher Regungen, sich doch nicht ganz selten bey andern weiblichen Geschöpfen verschaffen wird. Das Stürmische, Ungestüme der Liebe empfindet selten das Weib. Aber wenn das verhaltene Feuer bey ihr nicht zu einer fürchterlichen Höhe ausschlägt,

so verzehrt es unter sich, untergräbt Mark und Bein. Wie Shakespear's Viola, spricht sie nicht von ihrer Leidenschaft:

But let's concealment, like the worm in the bud,
Feed on her damask cheek. She pines in thought,
And with a green and yellow melancholy
She sits, like patience on a monument,
Smiling at grief.

Das Weib fühlt, daß es nicht allein stehen kann, daß es eines Wesens bedarf, dem es sich ganz hingebe, an das es sich ganz hänge. Das genaueste Verhältniß: Liebe, ist ihm alles. Mag auch bey dem Mann der Trieb nach einem solchen Verhältniß seine übrigen Leidenschaften überwiegen, so ist es doch nicht der einzige Trieb. Er fühlt sich in so viele andere Verhältnisse verflochten,

flochten, lebt mehr oder minder in der Welt außer sich. Die Welt des Weibes ist in sich, in den wenigen Verhältnissen, die es umgeben, von welchen nur eins — das zu ihren Kindern — ihr Herz einigermaßen hinlänglich beschäftigen kann, ohne ihm aber die Stütze und den Halt zu gewähren, dessen es bedarf. Das Weib fühlt in der Liebe den höchsten Grad seiner innern Wirksamkeit, und glaubt oft sehr irrig, daß die Liebe dem Mann eben dieses Gefühl so ausschließend gewähre. Wenn gleich wenig Weiber so lieben können, wenn gleich der dem Geschlechte eigene Leichtsinn und die durch die Gesellschaft so sehr erhöhete Eitelkeit die Anlagen zur leidenschaftlichen ausdaurenden Liebe sehr vermindern und nicht selten ganz unterdrücken, so ist doch ein liebendes und in seiner Liebe beharrendes Weib nicht blos ein Geschöpf der Einbildungskraft.

Die Weiber, bey denen sich die edelste Eigenschaft des Geschlechts, die zarte und tiefe Empfindung, in der größten Vollkommenheit findet, sind zugleich Diejenigen, die den heroischsten Muth im Dulden zeigen. Die größten Aufopferungen, die lang fortgesetzte Reihe von kleinen Aufopferungen oder Entsagungen ihrer liebsten Wünsche, ein noch viel schwereres Opfer als einzelne glänzende Handlungen der größten Hingebung, werden von Weibern, die wahrhaft lieben können, den Gegenständen ihrer Liebe häufiger, mit mehr Leichtigkeit und Delikatesse dargebracht, als dieses von unserm Geschlechte geschieht. Das Ausgezeichnete in allen Gattungen ist unter beyden Geschlechtern selten. Die Handlungen der Liebe sind überdem häusliche Handlungen, die nicht öffentlich ausgestellt werden können noch sollen. Was aber ein Jeder in allen Hütten und den meisten Palläsien

sehen kann, ist die Pflege, die Sorgfalt, die Bemühungen der Mutter um die der Hülfe noch bedürftigen Kinder, die die meisten Väter nur in einem viel schwächern Grade bey diesen anzuwenden wissen und mögen. Immerhin mag bey dieser Art von Liebe und ihren Beweisen etwas instinkt-artiges zum Grunde liegen, mag die Ursache davon nicht allein und nicht ganz rein freye Empfindung seyn. Mag man immerhin eine Mutter darum nicht eine Frau von zarter und tiefer Empfindung nennen können, weil sie anscheinend liebevoll mit kleinen lebendigen Puppen spielt, sie pflegt und für sie sorgt; mag sich eine solche, die dieses thut, wie gewiß der Fall nicht selten ist, als eine empfindungslose Gattin und Mutter hernach bewahrheiten: die Bemühungen der Mütter um die hülfsbedürftigen Kleinen bleiben dennoch ein sehr allgemeines, ein sehr charakteristisches Kenn-

zeichen des Geschlechts, das immer auf die eigenthümliche Art einer Gattung von Empfindung hindeutet.

Weichheit des Herzens, Mitleiden, gehört vorzüglich dem Weibe, zeigt sich wenigstens bey ihm mehr, wie bey dem Manne, der diese Gefühle mehr bemeistert, und überhaupt nicht so leicht bewegt wird. Gutmüthigkeit in kleinen Dienstleistungen; das Ergreifen von Gelegenheiten, kleine Gefälligkeiten zu bezeigen; Mühe zu übernehmen, um Andern Freude zu geben, selbst unbedeutenden Menschen, denen man durch das Vergnügen, was man ihnen verschafft, gut wird; Mitweinen, Trösten, Pflegen und Warten der Lieben, ohne Murren —, das alles sind Aeußerungen der Weichheit und Gutmüthigkeit der Weiber, wozu sie nicht Ueberlegung, sondern das Gefühl, treibt. Selbst das höchst verdorbene Leben in der großen Welt vermag

bey einem beträchtlichen Theile des Geschlechts die natürliche Weichheit und Gutmüthigkeit nicht völlig abzustumpfen *), desto mehr muß es das größte Erstaunen erregen, wie Erziehung, Gewohnheit, Mode in einigen Gegenden und bey einzelnen Gelegenheiten, die Weiber zu den unempfindlichsten Geschöpfen ma:

*) Rousseau, der die eleganten Frauen in Paris wohl kannte, sagt von ihnen: Elles ont beau se piquer de méchanceté; elles sont bonnes en dépit d'elles, et voici à quoi surtout leur bonté de coeur est utile. En tout pays les gens chargés de beaucoup d'affaires sont toujours repoussans et sans commisération, et Paris étant le centre des affaires du plus grand peuple de l'Europe, ceux qui les font sont aussi les plus durs des hommes. Cest donc aux femmes qu'on s'adresse pour avoir des grâces; elles sont le secours des malheureux; elles ne ferment point l'oreille à leurs plaintes; elles les écoutent, les consolent et les servent.

chen kann. Die Damen in vielen Colonien und in manchen Ländern, wo es noch Leibeigene giebt, behandeln ihre Sklavinnen und Leibeigenen ungleich grausamer, wie die Män-

Au milieu de la vie frivole qu'elles mènent, elles savent dérober des momens à leurs plaisirs, pour les donner à leur bon naturel; et si quelques unes font un infame commerce des services qu'elles rendent, des miliers d'autres s'occupent tous les jours gratuitement à secourir le pauvre de leur bourse et l'opprimé de leur crédit. Il est vrai que leurs soins sont souvent indiscrets, et qu'elles nuisent sans scrupule au malheureux qu'elles ne connoissent pas, pour servir le malheureux qu'elles connoissent. Mais comment connoître tout le monde dans un si grand pays? et que peut faire de plus la bonté d'ame, separée de la véritable vertu, dont le plus sublime effort n'est pas tant de faire le bien que de ne jamais mal faire?

ner die Sklaven, mit einem unerhörten Grade von Barbarey; und bekanntlich besetzten bey Damiens Hinrichtung die artigsten Pariser Damen alle Plätze. Die Greuel der Revo-

A cela près, il est certain qu'elles ont du penchant au bien, qu'elles en font beaucoup, qu'elles le font de bon coeur, que ce sont elles seules qui conservent dans Paris le peu d'humanité qu'on y voit régner encore, et que sans elles on verroit les hommes avides et insatiables s'y dévorer comme des loups. Nouvelle Héloise p. II. lettre XXI. An dieser gutmüthigen Dienstfertigkeit hat wahrscheinlich die Neigung zu protegiren, sich in Geschäfte zu mischen, thätig zu seyn, zu intriguiren, auch ihren mehr und minder großen Antheil gehabt. Wenn aber Rousseau diese Triebfedern zu übersehen scheint, so wollen wir sie dagegen nicht zu hoch anschlagen.

lutionsscenen in Frankreich wurden durch einzelne Proben der größten Gefühllosigkeit von Seiten einiger Personen des andern Geschlechts auf das schrecklichste erhöhet, die nicht zu der Klasse derjenigen gehörten, die mit Entsagung aller Weiblichkeit längst allen menschlichen Empfindungen entsagt hatten.

Feinheit des Geistes gab die Natur dem Weibe statt der männlichen Stärke. Was dem Manne die kalte Vernunft sagt, das hat das Weib im Zirkel seiner Ideen, durch den Takt, durch das Gefühl; also inniger und schneller. Rousseau sagt sehr richtig, daß das Weib von dem Manne zu lernen habe, was man wollen müsse; der Mann aber von dem Weibe, was zu thun sey, in so fern Personen und Verhältnisse dem Weibe nicht fremd sind. Der Zirkel der weiblichen Ideen ward sowohl durch die natürlichen Anlagen des Geschlechts, als durch

seine nothwendigen Beschäftigungen beengt; aber in dem Raume, der ihm blieb, unterscheidet es geschwinder und feiner, weil die meisten Männer das nur durch den Verstand entdecken, was Takt dem Weibe gleichsam als sein Instinkt zeigt. Daher urtheilt das Weib oft recht, ohne andere als schlechte Gründe seiner Urtheile angeben zu können. Die Feinheit des Geistes schärft die Aufmerksamkeit der Weiber auf die kleinen Verhältnisse und Sachen, die sie umgeben. Von weitem wird das liebende Weib den Kummer ihres Geliebten fühlen, der den ihrigen auch darum so bald nicht entdeckt, weil ihr Geschlecht gewohnt ist, seine Affekten zu verbergen. Selbst unter den sehr gewöhnlichen Weibern giebt es viele, die äußerst frühzeitig und genau das bemerken, was ihrem Interesse nachtheilig seyn könnte; jedoch übersehen sie die größeren Gegenstände leicht, weil, ungewohnt die Folge

der Dinge zu betrachten, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden, ihre Absichten meistens auf Kleinigkeiten, auf Befriedigung des Augenblicks gehen. Von der Führung der öffentlichen Angelegenheiten, von dem eigentlichen Geschäftsleben ausgeschlossen, können sie höchst selten ein treffendes Urtheil darüber fällen. Mit der dem Geschlechte eigenen leichten Lebhaftigkeit werden zwar die Weiber an den großen Weltbegebenheiten, die der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung sind, Theil nehmen, desto feuriger Theil nehmen, je näher ihnen die Gefahr scheint, in dem Strudel der Revolutionen ihre eigene Existenz mit zertrümmert zu sehen, oder betrügerische Hoffnungen ihnen einen großen Einfluß, die größten Befriedigungen der Eitelkeit, durch Revolutionen versprechen; aber wenn gleich in Frankreich, wo das Geschlecht weit mehr, wie in irgend einem andern Lande, seit lange

gewohnt war, sich in mannigfaltige politische Geschäfte zu mischen, die Weiber einen lebhaftern Theil, wie anderswo, an den vielen Bewegungen, die die Revolution veranlaßte, genommen haben, so finden wir doch in dieser langen schaudervollen Periode und ihren häufigen Abwechselungen kein einziges Weib, das eine eigene sehr große Rolle in derselben gespielt hätte; eine Bemerkung, die um so auffallender bleibt, da, bey der gänzlichen Zerreissung aller alten Verhältnisse und Gewohnheiten, es den Anschein hat, daß es so viel leichter für eine Frau gewesen wäre, in dieser Zeit eine große Rolle zu spielen, wenn nicht der eigenthümliche Charakter des Geschlechts diesem entgegen strebte.

Wissen aber die Weiber über die Führung der öffentlichen Angelegenheiten und über das eigentliche Geschäftsleben höchst selten ein recht treffendes Urtheil zu fällen, so fühlen

und beurtheilen sie häufig genug den Werth mancher Eigenschaften des Verstandes und des Charakters der Männer besser, wie viele unsers Geschlechts, die an der Spitze der Staaten standen, wenn nicht das Aeußerliche oder andere Beziehungen auf ihre Leidenschaften für oder wider ins Spiel kommen. Wo das der Fall nicht ist, können selbst nicht ganz gewöhnliche Männer viele feine und nützliche Bemerkungen über diesen oder jenen Menschen von den Weibern lernen. Das Resultat, das ein Weib über den ganzen Mann und noch mehr über seine Verdienste fällt, mag oft unrichtig ausgedrückt, oft sehr schief seyn; dennoch werden sehr viele unsers Geschlechts durch das Urtheil der Weiber auf so manches geleitet, so manches gewahr werden, was sie nie von selbst beobachtet hätten. Der im gleichförmigen Trab des Geschäftslebens stets eingezwängte Mann, der Gelehrte,

der in seiner Wissenschaft, in seinen Büchern lebt, der Hofmann, der seine Jugend im Sinnlichkeitsgenusse oder dem Genusse der Eitelkeit durchbrachte, und im Alter nur an Formen, am Repräsentationswesen hängt, sieht da nichts, wo eine nicht ganz ungewöhnliche Frau doch etwas siehet. Feinheit im Beobachten gewisser Seiten und Züge des menschlichen Geistes und Herzens, die sie verstehen können, ist den Weibern eigen. Hierauf hat sich wol in den neueren Zeiten, die dem Einflusse der Weiber auf Staatssachen gar nicht günstig sind, der Rest des Einflusses auf diese gegründet. Die Weiber haben in den neueren Zeiten in den meisten Staaten einen viel geringern Einfluß auf den Gang der Geschäfte, wie ehedem. Darüber wollen und können sich die Männer nicht mehr so viel einreden lassen; aber das günstige oder nachtheilige Urtheil, was das Weib über Diesen

oder Jenen fällt, wirkt bey dem Manne, mit dem sie lebt, gewöhnlich früh oder spät, weil er so selten ein eigenes, nicht blos von der Geschäftsführung abstrahirtes Urtheil dem ihrigen entgegenzusetzen hat, und List und Schlauheit sich so oft bey dem Weibe in dem Gefolge der Feinheit befinden.

Wie sehr schon der physische Unterschied der Geschlechter eine gewisse Verstellung, mithin List und Schlauheit, dem Weibe nothwendig mache; wie sehr ein gewisser Grad der Verstellung zu seinen natürlichen Anlagen gehöre, das hat Rousseau im Emil ausgeführt. List und Schlauheit ward dem schwächern Theile, der durch diese Waffen der Schwachen oft über den stärkeren siegte, weil sie ihm emsig die Benutzung aller Gelegenheiten riethen. Aber grade diese Schwäche, mit dieser List und Schlauheit, ihren Folgen, macht, daß man weniger Proben von Edel-

muth bey den Weibern, wo nicht die Liebe dieſen erzeugt, aber mehrere Züge von Kleinheit, als bey den Männern, findet, daß das Zutrauen einer ſchönen Seele unter den erſteren ſeltener iſt.

Hier wird einiges über den Werth, den man gewöhnlich in der Welt der Liſt und Schlauheit, als großen Eigenſchaften, auch des männlichen Verſtandes, beylegt, nicht ganz am unrechten Orte ſtehen.

Oft ſieht man dieſe Eigenſchaften als den höchſten Grad der Klugheit an, weil ihre Beſitzer ihre Zwecke am beſten erreichen. Aber einmal ſollte man doch den Werth des Zweckes, den ſich einer vorſetzt, vornämlich in Anſchlag bringen. Iſt der Zweck an ſich ſchlecht oder unbedeutend, ſo können alle Kräfte, die zu deſſen Erreichung angewandt worden, doch unmöglich auf große Achtung Anſpruch machen. Der Weiſe muß in dem Falle die

Anwendung der Kräfte verabscheuen oder bemitleiden. Zweytens sagt Garve sehr richtig: die List gehe fast immer darauf aus, Schaden zu verhüten oder anzurichten. Nur in dem ersten Falle kann die Anwendung der List gebilligt werden. Uebrigens hat freylich Der, der sich alle oder mehrere Mittel erlaubt, vor dem Gegentheile, in der Erlangung dieser oder jener Absicht, vieles voraus.

Ehe ein solcher Charakter sich entdeckt hat, ist es natürlich genug, daß er leichter zum Zweck, wie ein anderer, gelangt. Aber selbst, nachdem ein solcher Charakter sich selbst entlarvte, dauert zu Zeiten seine größere Leichtigkeit in Erreichung seiner Zwecke noch fort. Man fürchtet zwar wol in der Welt die Listigen, Schlauen und Falschen; man ist ihnen abgeneigt; allein die Menschen sind oft so unzusammenhängend, folgen so sehr

dem

dem Eindrucke des Augenblicks, daß sie dennoch in einzelnen Fällen den Planen der Listigen, weil diese grade in dem nöthigen Momente ihren Leidenschaften schmeicheln, nachgeben.

Man fühlt wol dunkel den Werth des Mannes, der nach gleichförmigen Grundsätzen handelt; allein man überläßt es nur zu häufig der Tugend, sich selbst zu belohnen. Ohne den Zweck der Listigen und Falschen recht zu würdigen, der gewöhnlich so elend und kleinlich ist, wie die Mittel, deren sie sich zu seiner Erreichung bedienen, da er fast immer allein nur auf Befriedigung ihres persönlichen Interesses geht, ohne alle Rücksicht auf gemeinnützige Absichten, theilen, leider! besonders manche Großen der Erde die Menschen in zwey Klassen: in die der Dummen und Ehrlichen, und die der Schurken und Klugen. List gilt ihnen zu oft allein für

Klugheit, wenn sie gleich die List gar wohl bemerken. Sie urtheilen ungefähr wie Partridge im Tom Jones, der nur den Akteur, der den König im Hamlet vorstellte, für einen großen Schauspieler gelten lassen wollte, weil man bey seinem, und nicht bey Garricks Spiele die Mühe und Anstrengung recht gewahr wurde, die ihm seine Rolle kostete. Diese Menschen, die so urtheilen, wissen gar nicht, daß weit mehr Kraft dazu gehört, seine Rolle in der Welt und auf dem Theater grade und einfach zu spielen, als zu allen den sichtbaren großen Anstrengungen meistens erfordert wird.

Die listigen und schlauen Köpfe setzen aber am Ende ihrer Wirksamkeit selbst Schranken. Fast immer aus Furchtsamkeit, um dem ersten Eindrucke des Unangenehmen auszuweichen, was ihnen auf dem geraden Wege begegnete, warfen sie sich in die krum-

men Gänge, wo doppelt so viel Unangeneh-
mes ihrer meistens wartete. Hier müssen
sie alle ihre Kräfte anstrengen, um sich von
Augenblick zu Augenblick zu helfen. Am
Ende findet auch ihre Eitelkeit Nahrung in
diesen Anstrengungen, diesen Taschenspielereyen.
Sie machen Künste, um bewundert zu wer-
den, für sehr klug zu gelten. Da jedoch
auch im Moralischen der gerade Weg sehr
oft der kürzeste und sicherste zum Ziele ist,
diese Gattung Menschen aber zuletzt aus Ge-
wohnheit immer Seitensprünge thun müssen,
Finessen anbringen, wohin sie nicht gehören,
so verfehlen sie durch eigene Schuld am Ende
sehr oft ihres Endzwecks, der nur auf ihren
eigenen Vortheil ging, persönlich war, nie
größere Plane beabsichtigte. Die Geschichte
zeigt dieses am einleuchtendsten. Wie viele
Misvergnügte machte nicht Mazarin aus
Furchtsamkeit, weil er immer betrügen und

weil er selbst seine Verstellungskünste bewundern wollte? Festigkeit des Charakters ist fast immer ein Beweis einer gewissen Größe der Seele, zu der doch auch ein sehr judiciöser Kopf gehört, um sich nicht durch Irrlichter, durch Hülfsmittel des Augenblicks, vom vorgesetzten Wege abführen zu lassen. Weil man aber diese Menschen, verhältnißmäßig gegen die oben benannten, nur selten in Bewegung siehet, so giebt man häufig dem Verstande des geraden, schlichten Mannes die Achtung nicht, die ihm gebührt. Ich weiß wohl, daß die ersten Köpfe der Welt, die die größte Anzahl von Ideen in kürzester Zeit fassen können, die gewohnt sind, alles von allen Seiten zu betrachten, grade durch die Schnelligkeit, die große Ausbreitung ihres Geistes, ungewiß, ja oft unzuverlässig im Handeln werden können, wenn nicht, wie fast nur bey einem Cäsar, einem

Friedrich der Fall war, die Stärke des Charakters der Größe des Verstandes gleichkömmt; allein solche große, umfassende Köpfe sind doch wesentlich von den schlauen, listigen verschieden.

Der größte Theil der bisher entwickelten Anlagen der Weiber scheint sie allein für einen kleinen engen Zirkel und Verhältnisse, für das, was wir häusliches Leben nennen, zu bestimmen. Einige wenige dieser Anlagen können zwar auch in einem etwas größern Wirkungskreise mit Vortheil gebraucht werden; allein der eigentliche Boden, in dem auch diese recht gedeihen, in welchem sie, so zu sagen, einheimisch sind, bleibt gleichfalls das häusliche Leben.

Von allen diesen Anlagen sind freylich nur die ersten Spuren, unabhängig von dem, was Erziehung und der Zustand des Geschlechts in der bürgerlichen Gesellschaft hor-

vorbringen, in dem eigenthümlichen Charakter der Weiber aufzufinden. Aber was ist der Mensch überhaupt ohne Erziehung und wenn er nicht in dem Zustande der bürgerlichen Gesellschaft lebt? Er bedarf durchaus beyder zur Entwickelung seiner Anlagen, die wir ohne Erziehung, ohne bürgerliche Gesellschaft, weder kennen noch einmal ahnen würden. Der höchst armselige, höchst stupide Feuerländer beweiset uns dieses am auffallendsten. Für meinen gegenwärtigen Zweck ist es genug, wenn wir die ersten Spuren der eigenthümlichen Anlagen des weiblichen Geschlechts schon sehr früh in den ersten Kinderjahren finden. Diese ersten Spuren zeigen uns, daß unsere bürgerlichen Einrichtungen, in Beziehung auf das andere Geschlecht, im Großen gar nicht mit der Natur im Widerspruche stehen, daß sie vielmehr dahin abzwecken, das Eigenthümliche, womit die Natur

das Weib begabte, zu entwickeln und zu vervollkommnen. Wir sehen genug, um die Absichten der Vorsehung nicht zu verkennen. Noch viel einleuchtender müssen uns diese werden, nach angestellter Untersuchung über die Sinnlichkeit der beyden Geschlechter.

Fünftes Capitel.

Sinnlichkeit und Ehe.

O Venus! o Mère de l'Amour!

Dès le premier beau jour que ton astre ramène
Les Zéphirs font sentir leur amoureuse haleine;
La terre orne son sein de brillantes couleurs;
Et l'air est parfumé du doux esprit des fleurs.
On entend les oiseaux, frappés de ta puissance,

Par mille sons lascifs célébrer ta pré-
sence:
Pour la belle génisse, on voit les fiers
taureaux,
Ou bondir dans la plaine, ou traverser
les eaux.
Enfin les habitans des bois et des mon-
tagnes,
Des fleuves et des mers, et des vertes
campagnes,
Brûlant à ton aspect d'amour et de désir,
S'engagent à peupler par l'attrait du plai-
sir.
Tant on aime à te suivre, et ce charmant
empire
Que donne la beauté sur tout ce qui res-
pire.

Das sinnliche Bedürfniß ist das größte Band unter den beyden Geschlechtern. Zur Fortpflanzung der Gattung ordnete es weislich so die Natur. Beym stärkern Manne

wirkt auch dies Bedürfniß, der Regel nach, am stärksten. Er kann alle Leidenschaften heftiger empfinden, also auch diese.

Wer weiß es, wer vermag es zu verneinen, ob nicht die Ursache, daß der Mann alle Leidenschaften heftiger empfinden kann, wie das Weib, von der Verschiedenheit seiner Geschlechtsorgane, und was darauf Beziehung hat, herrührt? Wollten wir überhaupt aus einer Ursache allein die von der Natur bestimmte Verschiedenheit der Geschlechter, selbst in moralischer Rücksicht, erklären, wir würden keine andere als diese wählen, weil keine unläugbar so viel enträthselt, als diese. Wie wenig müssen doch so manche Menschen Acht auf das geben, was ihnen am nächsten liegt! Wäre diese höchst wichtige Verschiedenheit genau erwogen, nie hätte man auf den Einfall gerathen können, dem einen Geschlechte ohne Aus-

nahme die Eigenschaften des andern völlig anerziehen zu wollen *)!

Wie wesentlich die physischen Eigenthümlichkeiten des Geschlechts auch für das moralische Gute des Mannes sind, mögen die elenden Neigungen, die Kleinheit der Seele fast aller Eunuchen beweisen. Der Mangel an Achtung, das gewöhnliche Loos dieser

*) Wie wahr sagt Rousseau: Je persiste dans l'avis de la différence morale des sexes, et ne saurois imaginer un modèle commun de perfection pour deux êtres si différens. L'attaque et la défense, *l'audace des hommes, la pudeur des femmes, ne sont point des conventions*, comme le pensent les philosophes, *mais des institutions naturelles*, dont il est facile de rendre raison et *dont se déduisent aisément toutes les autres distinctions morales.* D'ailleurs, la destination de la nature n'étant

armseligen Geschöpfe, erklärt die Erscheinung nicht, die wir nicht in moralischen, sondern in physischen Ursachen aufsuchen müssen, da ein Farinelli Herzog und Liebling eines Königs war, mehrere seines Gleichen große Achtung als Künstler genossen, und wir bey gleichen Verstümmelungen von Thieren ähnliche Folgen bemerken. Wie physische Ur-

pas la même, les inclinations, les manières de voir et de sentir doivent être dirigées de chaque côté selon ses vues: il ne faut point les mêmes goûts ni la même constitution pour labourer la terre et pour allaiter des enfans. Une taille plus haute, une voix plus forte et des traits plus marqués semblent n'avoir aucun rapport nécessaire au sexe; mais les modifications extérieures annoncent l'intention de l'ouvrier dans les modifications de l'esprit. Une femme parfaite et un homme parfait ne doivent

sachen moralische Wirkungen hervorbringen, wird uns in allen Fällen immer unerklärlich bleiben.

Die Sinnlichkeit, der Geschlechtstrieb der Männer, ist im Ganzen viel heftiger, viel reizbarer, wie bey den Weibern. Einige nicht europäische Nationen machen eine Ausnahme, die wahrscheinlich aus dem Clima,

pas plus se ressembler d'ame que de visage; ces vaines imitations de sexe sont le comble de la déraison; elles font rire le sage et fuir les amours. Enfin, je trouve qu'à moins d'avoir cinq pieds et demi de haut, une voix de basse et de la barbe au menton, l'on ne doit point se mêler d'être homme. Nouvelle Héloise p. I. lettre 46. Hätten wir uns in neueren Zeiten mehr an Beobachtungen, an Erfahrungen gehalten, so würden wir nicht diese Wahrheiten, die sich so leicht auffinden lassen, vergessen haben.

in der weitesten Ausdehnung des Worts, entstand, und sich mit der Länge der Zeit, wie andere Schwächen und Gebrechen, unter den verschiedenen Stämmen dieser Völkerschaften, auch nach verändertem Wohnsitze, fort erbte. Aber grade diese Ausnahmen beweisen wieder den großen Einfluß des Physischen auf das Moralische im Menschen, da in jenen schwächern Völkern die Züge von Kraft und Edelmuth in dem männlichen Charakter sich so viel seltener finden.

Eine unpartheyische Beobachtung der beyden Geschlechter in der nördlichen Hälfte Europa's wird uns bald davon überzeugen, daß im Allgemeinen in unserm Geschlechte die Sinnlichkeit viel lebhafter, viel heftiger, als bey den Weibern, wirkt. Die größere physische Stärke des Mannes, wenn sie gleich in gar keinem genauen Verhältnisse zur Sinnlichkeit stehet, die ein nicht so starker Körper

nicht selten lebhafter empfindet, und ihr mehr opfert, als manche von jenen großen Knochengebäuden aus Enaks Stamme zu thun vermögen, deutet schon auf diese Wahrheit hin. Eben das thun seine andere sinnliche Neigungen. Er bedarf nicht allein mehr Speise und Trank zur Ernährung seines Körpers, wie das Weib, sondern er genießt auch die Freuden der Tafel mehr. Sie sind ihm von viel größerm Werthe. Die berühmtesten, die leckersten Gaumen waren stets männliche, nicht weibliche. Ferner: die Natur bestimmte den Mann in der Handlung der Fortpflanzung des Geschlechts zu einem weit thätigern Werkzeuge, wie das Weib. Schon hieraus folgt, daß er der angreifende, das Weib der sich sträubende Theil seyn sollte. Die edelste Blüthe des weiblichen Charakters in Beziehung auf Sinnlichkeit, die Schamhaftigkeit, verdankt ihre Entstehung dieser

Einrichtung; und wie groß sind nicht wieder die Folgen dieser natürlichen Empfindung.

Der schwach organisirte, nicht sehr reizbare Mann wird freylich nicht die Empfänglichkeit für den höchsten sinnlichen Genuß besitzen, wie das ganz zum Gefühle der Wollust gebauete Weib; aber beyde werden, im Verhältniß gegen die Regel, seltene Erscheinungen seyn. Unser Geschlecht, das in dem sinnlichen Genusse weit mehr giebt, wie das weibliche, wird sich natürlich dabey weit leichter erschöpfen. Dessen ungeachtet ist der Trieb zum Genusse, das Gefühl des Genusses, weit größer bey uns Männern.

Die anhaltende Stärke und Lebhaftigkeit des Temperaments, dieses brennende Feuer, ward nicht das Theil der Weiber. Man hat zwar ziemlich allgemein das Gegentheil zur Wahrheit stempeln wollen; deswegen trafen von jeher so viele Vorwürfe, so viele

Spöttereyen, die Weiber; aber wenn sie uns in einzelnen Augenblicken vielleicht an Heftigkeit der sinnlichen Wuth übertreffen, länger genießen können, als wir zu geben vermögen: so findet man doch nicht häufig bey ihnen die verzehrende Begierde, die rastlose Unruhe, die die größten lebhaftesten Köpfe eines sanguinischen Temperaments aufreibt; Köpfe, die in den wichtigsten, thätigsten Beschäftigungen, dieses ersten moralischen Gegengewichts der Männer, in der größten Anstrengung des Geistes, in der Betrachtung der erhabensten Wahrheiten, im Genusse von allem, was lang geprüfte höchste Freundschaft gewähren kann, doch alles hingeben um e i n e Nacht. —

Noch mehr: ich darf mich auf die Erfahrungen der größten Wollüstlinge, in den Städten, wo die Ausschweifungen am weitesten getrieben werden, berufen: ob sie viele Weiber angetroffen haben, denen —, die nachgemachten

gemachten Empfindungen abgerechnet, der Genuß wirklich das war, was man glaubt, daß er ihnen sey?

Die Macht der Weiber in allen Ständen ist am allgemeinsten auf die Sinnlichkeit der Männer gegründet. Helvetius sagt: „daß der Genuß der Liebe, die Blume des sinnlichen Vergnügens, der einzige Trost gegen das Elend des Lebens sey.„ Es ist nicht allein die zahlreichste, zur körperlichen Arbeit bestimmte Klasse der Menschen, die unter allen Regierungsformen so vieler Quellen des Genusses des Verstandes und Herzens entbehren muß, weil sich die Empfänglichkeit für manche Gattungen von Freuden der letzteren Arten durchaus nicht mit der Bestimmung, im Schweiße der körperlichen Anstrengung sein Brod zu essen, verträgt, der die zahlreichste Klasse allenthalben unterworfen bleiben wird; es ist nicht diese Klasse allein,

der oft weiter nichts, als die nächtliche Umarmung, übrig ist, um sich das Unglück des Tages zu versüßen. Selbst in den vom Kummer gebeugten Familien der höheren Stände vergißt das Ehepaar wol nur bey Nacht seiner Leiden, und vermehrt so, indem es sich auf einige Augenblicke der Gedanken an die Nahrungssorgen entledigen will, vielleicht noch für die Zukunft die Sorge der Nahrung. Würden diese aber nicht ganz muthlos werden, ganz dem Grame unterliegen, wenn sie dem einzigen Mittel der Freude entsagten, das ihnen das Schicksal übrig ließ? So weit mag Helvetius recht haben.

Mann und Weib theilen diesen Genuß, aber gewöhnlich auf eine ungleiche Weise. Zur Erhaltung der Gesundheit ist dem Weibe vielleicht die Befriedigung des Geschlechtstriebes wichtiger, wie dem Manne; allein

dieser wird dazu mehr durch Empfänglichkeit für sinnlichen Reiz und Genuß angezogen. Selbst zum Bande der Ehe wird der Mann mehr durch sinnliche, das Weib mehr durch moralische Bewegungsgründe getrieben. Ohne Ehe ist die Befriedigung des Geschlechtstriebes bey den Weibern in allen Ständen mit den größten Nachtheilen verknüpft. Die Entziehung der öffentlichen Achtung, die allenthalben dem Verluste der jungfräulichen Ehre mehr und minder lebhaft folgt, - der Makel, der der Geschwächten anklebt, - die häufig dadurch verlorene Aussicht auf eine künftige Versorgung, auf die Ehre und den Stand einer Ehefrau, sind die stärksten moralischen Bewegungsgründe, die auf das lebhafteste das andere Geschlecht von dem Genusse vor der Ehe abrathen. Mehrere dieser Ursachen wirken fort, um der Gefallenen die Befriedigung des sinnlichen Triebes außer der Ehe

zu verbieten. Bey den so sehr erhöheten Preisen der Bedürfnisse des Lebens, bey dem immer steigenden Luxus und der daher immer steigenden Sorge für den Unterhalt der Familie, würden aber die Heyrathen in den ersten Klassen ungleich seltener seyn, wenn nicht die Männer, um den übeln Folgen einer ausschweifenden Lebensart zu entgehen, durch den Geschlechtstrieb meistens zum Heyrathen veranlaßt würden.

Der Geschlechtstrieb ist gewiß der erste Bewegungsgrund, der die Männer zum Bande der Ehe führt; und da dieser Trieb zu diesem Zwecke sich auf einen bestimmten Gegenstand beschränken muß, so kömmt gewöhnlich so etwas von dem, was man Liebe nennt, eine mehr oder minder veredelte sinnliche Empfindung, die nach dem ausschliessenden Besitze der geliebten Person strebt, hinzu. Die moralischen Gefühle wirken dem-

nächst, nach der verschiedenen Empfänglichkeit der beyden Personen und ihres Werthes, schwächer oder stärker. Der Wunsch, dereinst in seinen Kindern wieder aufzuleben, gute Bürger und Menschen zu ziehen, wirkt wol, zumal bey jüngern Männern, wenig zum Eingehen der Ehe. Weit mehr thun dieses die Begriffe vom häuslichen Glücke, die sich auf das trauliche Beysammenleben beschränken, und die Neigung, den sinnlichen Genuß, in Beziehung auf viele kleinere Gegenstände, in der Ehe besser und ohne eigene Mühe befriedigt zu sehen. Der Geschäftsmann will Mittags seine gute Suppe genießen, und mehr Bequemlichkeit in Wohnung und Hauswesen, die er bey einer Junggesellenwirthschaft, weil es ihm an Zeit oder an Anstelligkeit dazu fehlt, sich selten verschaffen kann. Mit zunehmenden Jahren will zumal der beschäftigte Mann nicht gezwungen

seyn, das Haus zu verlassen, um Gesellschaft zu sehen und menschliche Stimmen zu hören. Bey einem ruhiger gewordenen Blute fühlt er mehr seine Einsamkeit und den Ausspruch des Schöpfers: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey;“ und der Unbemittelte sucht eine reiche Frau, um mehr wahre oder eingebildete Bedürfnisse durch ihr Geld in der Ehe befriedigen zu können. Die Eitelkeit, die in allem, was sich auf die Verhältnisse der Geschlechter bezieht, so mächtig mitwirkt, treibt nicht selten gleichfalls den Mann zur Ehe. Das Mädchen, das durch Gesicht, Figur, im Tanze glänzt und bewundert wird, soll sein werden. Ungewöhnlich ist es gar nicht, daß ein Jüngling, der lange ein Mädchen unbeachtet läßt, ja wol gar mit ungeheuchelter Abneigung von ihr spricht, seine ganze Denkart über dieses Mädchen verändert, wenn einer oder der andere von den ersten

Priestern der Eitelkeit, die das, was schön, angenehm, Mode seyn soll, an jedem Orte stempeln, in große Lobeserhebungen über das Mädchen ausbricht. Nun gehen erst dem Jünglinge die Augen auf, oder er verblindet: wie man es nennen will. Das Mädchen, was ihm nichts war, wird ihm itzt äußerst interessant und der Gegenstand seiner Wünsche. Nicht selten ist alsdann eine Heyrath die Folge.

Alle diese Triebfedern wirken, vereint oder einzeln, hie schwächer, dort stärker, um den Mann, besonders in den höheren Ständen, zur Ehe zu bewegen. Selbst in den niedrigen Ständen finden sie sich alle, obwol anders modificirt. Nur tritt bey vielen in diesen Ständen noch der höchst wichtige Grund hinzu, daß der Mann einer Miterwerberin bedarf, ohne die er gar nicht bestehen kann — einer Hausfrau, da ihm seine Geschäfte die

Besorgung der eigentlichen Wirthschaft nicht erlauben.

Am allgemeinsten, am stärksten, zieht aber die Sinnlichkeit den Mann zum Weibe. Dunkle Gefühle, die sich auf den Geschlechtstrieb gründen, treiben den Mann vorzüglich, die Gesellschaft des andern Geschlechts zu suchen, treiben ihn zur Ehe. Aber da der Mensch, Gott Lob! nicht ganz Thier, sondern ein zugleich sinnliches und moralisches Wesen ist, so werden diese sinnlichen Empfindungen, wenn sie sich auf einen bestimmten Gegenstand beziehen, bey nicht ganz verdorbenen Männern bald sich mit moralischen Ideen verbinden, dahinter verstecken und häufig ein romantisches Gewand anziehen, das dem Blicke des oberflächlichen Beobachters die zum Grunde liegende Sinnlichkeit entziehen kann. Eine etwas hoch getriebene wahre Veredlung der Sinnlichkeit vor ihrer ersten Befriedigung

darf man bey dem großen Haufen nicht suchen. Sie ist, wie alles hervorstechende Edle und Große, das Eigenthum einzelner Menschen; aber bey der Abkühlung der Sinnlichkeit in der Ehe, oder in dem lange fortgesetzten Umgange außer ihr, tritt das Uebergewicht des Moralischen im Manne wieder in den ihm gebührenden Vorrang, selbst bey der großen nicht ganz verwahrloseten Anzahl, wenigstens zu Zeiten, und erhebt dadurch die Ehe zu dem ersten und wichtigsten Verhältnisse, auf welches sich die ganze bürgerliche Gesellschaft gründet. Von der Veredlung der Sinnlichkeit werden wir unten mehr hören.

Das andere Geschlecht wird es zwar öffentlich nicht anerkennen wollen, daß die Hauptquelle seiner Macht über das unsrige unsre Sinnlichkeit sey, aber ein geheimes Bewußtseyn der Wahrheit wird es veranlassen, seine Handlungen danach einzurichten,

oder es wird seines Endzwecks, zu herrschen, verfehlen. Mögen immer ausschweifende, ganz sinnliche Ehemänner die Umarmungen feiler Buhlerinnen den keuschen Freuden des Ehebettes vorziehen, dort größere sinnliche Vergnügungen, als hier, finden! Wer aber durch moralische Empfindungen die Befriedigung seiner thierischen Triebe zu erhöhen weiß, nicht blos als Thier genießen will: wird der nicht den Gegenstand, der mit ganzer Seele an ihm hängt, mit ihm alles theilt, durch den er schon so manche Freuden empfing, der ihm als Mutter seiner Kinder ehrwürdig ist, - wird der nicht diesen Gegenstand dem vorziehen, durch den er weiter nichts als erhöheten convulsivischen Kitzel empfindet?

Schon jene Courtisanne mußte selbst dieses bey einem Wettstreite gestehen: daß der Kuß eines guten Freundes bey einem Weibe alle andere Umarmungen überträfe. Auch in

der Ehe ist der größte Theil des Einflusses der Frau, wenn sie die Oekonomie des Vergnügens versteht, auf die Sinnlichkeit des Mannes gegründet.

Die von der Natur den Männern so tief eingepflanzte Begierde zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, die durch die Verfeinerungen der bürgerlichen Gesellschaft, ihrer Nahrungsmittel und Bequemlichkeiten, so unzeitig früh entwickelt, durch diese und eine gröbere oder feinere Eitelkeit so sehr vermehrt wird, findet sich im Allgemeinen nicht in gleicher Stärke bey dem andern Geschlechte. Dieses Urtheil läßt sich fällen, ohne daß es nöthig zum gültigen Ausspruche wäre, wie Tiresias einstens, beyde Geschlechter in sich vereinigt zu haben. Juno strafte den Tiresias mit Recht durch Blindheit, nicht weil er die Schwäche des Geschlechts verrieth, indem er diesem einen größern Genuß in der sinnlichen Umarmung

beylegte, sondern weil er im Allgemeinen eine Unwahrheit sagte. Der Pöbel aus allen Ständen hat dieses freylich dem Tiresias, zum seyn sollenden Hohne der Weiber, seit Jahrtausenden nachgesprochen; allein die größten Beobachter, die am aufmerksamsten beyde Geschlechter in dieser Beziehung betrachteten, deuten es genug in ihren Schriften an, daß der Trieb zur sinnlichen Umarmung und das Gefühl des Genusses derselben bey dem Manne gewöhnlich lebhafter und stärker, als bey dem Weibe sey, ganz in Uebereinstimmung mit dem Beschlusse der Natur, wodurch der Mann zum angreifenden Theile bestimmt ward.

Mehrere sehr achtungswerthe Reisende und Reisebeschreiber erzählen zwar viel von der großen brennenden Sinnlichkeit der Weiber in den südlichsten Nationen unsers Welttheils, und wenn sie behaupten, daß die Sinnlichkeit des andern Geschlechts in den südli-

chern europäischen Ländern im Allgemeinen reizbarer und stärker wie in den nördlichern sey, so erzählen sie dieses gewiß mit vollem Rechte, da ein heißeres und üppigeres Clima die Begierde zum sinnlichen Genusse bekanntlich nicht allein früher entwickelt, sondern auch sehr erhöhet; aber wenn diese Reisende behaupten wollen, daß die größere Sinnlichkeit allein bey den Weibern dieser Länder Statt finde, so ist, in so fern die Bemerkung wahr seyn sollte, der höchst wichtige Umstand wol unbeachtet gelassen, daß die Männer in diesen Gegenden sich äußerst früh, vorzüglich in den höhern Ständen, erschöpfen, daß sie Abkömmlinge von Vätern sind, die sich seit vielen Generationen durch sinnliche Ausschweifungen frühzeitig erschöpft haben: eine Erschöpfung, deren Folgen, vermöge der physischen Natur des Mannes, weit stärker auf die Nachkommen von unserm Geschlechte

im Durchschnitte wirken muß. Ist also die sinnliche Begierde in jenen Ländern wirklich stärker bey den Weibern, wie bey den Männern, so scheint die Ursache davon in der frühen eigenen Erschöpfung und in der Erschöpfung der Vorväter zu liegen. Physisch: schwache Männer können zwar wol einen kränklichen großen Reiz zur Sinnlichkeit empfinden, aber die brennende unruhige Begierde stehet bey unserm Geschlechte doch mit dem Vermögen in einigem Verhältnisse.

Die größere Sinnlichkeit des andern Geschlechts in den südlichern Ländern unsers Welttheils möchte sich schon allein aus den vielen Schwärmerinnen, die diese Gegenden hervorbrachten, darthun lassen. Die verschiedene Religion ist es nicht, die hier ausschließend wirkt; denn das katholische Deutschland ist arm an berühmten Namen von weiblichen Mystikern, im Gegensatze der mehr süd-

lichen Gegenden. Die heilige Thereſe, Maria von Agreda, die Guion und faſt alle ſehr berühmte Schwärmerinnen lebten in dieſen Gegenden. Wenn gleich die katholiſche Religion der Einbildungskraft weit mehrere Gegenſtände zum Auffaſſen, zum Verſinnlichen darbietet, wie irgend eine andere, ſo ſcheint es doch, daß die Einbildungskraft nur alsdann aus ihr recht wirkſame Nahrung ziehen konnte, wenn hyſteriſche Empfindungen zum Grunde lagen, was in dem höchſten Grade nur in den wärmern Gegenden der Fall war.

Im Allgemeinen iſt die Sinnlichkeit des Weibes ſchwächer und nicht ſo anhaltend wirkſam, wie die des Mannes. Freylich wird es auch noch itzt in allen Ständen einzelne Meſſalinen geben, die, völlig in Uebereinſtimmung mit Juvenals Beſchreibung, zwar mit ermüdeten Kräften, aber dennoch

ungesättigt, den Kampfplatz verlassen. Allein solche Weiber werden gewiß doch höchst seltene Erscheinungen seyn.

Einer sehr beträchtlichen Anzahl von Weibern wird sicher auch der sinnliche Genuß Vergnügen gewähren. Sie werden selbst genießen, und die bessern von ihnen dadurch am meisten genießen, daß sie Freuden geben; aber im Allgemeinen ist die Sinnlichkeit des Geschlechts schwächer und nicht so anhaltend wirksam, wie bey uns. Es sind der Weiber, die sich irgend einer starken Leidenschaft ganz hingeben, nicht so viele, als der Männer. Die Schwäche des Geschlechts, verbunden mit dem, was Erziehung, was die natürlichen und angelernten Begriffe von Schamhaftigkeit und Schicklichkeit wirken, sind die Ursachen, daß man viel seltener Weiber findet, die von einer starken Leidenschaft irgend einer Art ganz bemeistert werden.

Dieses

Dieses geschieht viel seltener, als in unserm Geschlechte, aber, wenn es einmal geschieht, auch desto fürchterlicher in den Ausbrüchen, Folgen und Wirkungen. Die Stimme der Vernunft, des Gewissens, die doch bey den leidenschaftlichsten Männern sich in einigen Augenblicken hören läßt, und, wenn sie auch zu schwach ist, um die Leidenschaften zu zügeln, doch vernehmlich genug redet, um ihre Seele mit Vorwürfen zu quälen, verstummet fast ganz bey dem einer heftigen Leidenschaft hingegebenen Weibe, oder wird leicht übertäubt. Beyspiele davon giebt uns die Geschichte und Erfahrung vorzüglich in den Leidenschaften der Rache, Herrschsucht, Trunkenheit, Spielsucht, besonders aber in den Leidenschaften der Liebe und Sinnlichkeit.

Gewöhnlich wirken aber alle Leidenschaften bey den Weibern schwächer und nicht so anhaltend, wie bey uns, und dieses ist auch

mit der Sinnlichkeit der Fall. Die Weiber ähneln hierin den Kindern, die nach allem greifen, alles haben wollen, was ihnen in dem Augenblicke gefällt, aber über das eine Spielzeug bald das andere vergessen. Die Neigungen der Weiber, in Beziehung auf die Sinnlichkeit, sind im Allgemeinen nicht beharrlich, - vielmehr Velleitäten, als feste stark fortdaurende Triebe. Daher erklärt sich das, was Dichter und Romanschreiber von der Schäferstunde und deren Versäumniß gesungen, gesagt haben. Bey dem nicht erschöpften Manne schlägt die Schäferstunde viel häufiger, die bey den Weibern noch seltener schlagen würde, wenn nicht Neugier und Eitelkeit sehr viel dazu wirkten, sie öfter herbeyzurufen.

Die Neugier ist meistens Affekt des Augenblicks, selten Leidenschaft, und desfalls so wirksam bey Weibern und Kindern, wenn

gleich nicht ausschließend. Durch die, wenn noch so kurzen, Bemühungen der Männer um Erhaltung der letzten Gunst, fühlen weibliche Geschöpfe, vorzüglich in den niedern Ständen, wo nicht allein alle Bezeigungen von Galanterie, ja sogar von Schonung gegen das schwächere Geschlecht so häufig wegfallen, sich geschmeichelt. Ganz gleichgültig ist es wol keinem Weibe, den Herrn der Schöpfung flehend zu seinen Füßen zu sehen, zu sehen, daß er mit wahrer Leidenschaft bittet; denn wenn schon alle moralische Empfindungen nur vorgegeben, unwahr, geheuchelt seyn sollten, so ist es doch die physische Empfindung, die Begierde nach dem Genusse, in unserm Geschlechte in solchen Scenen nicht, deren wahres Daseyn diese Auftritte so gefährlich für die Weiber macht. Die natürliche Gutmüthigkeit des Geschlechts kömmt der Neugier und der Eitelkeit zu Hülfe, und erleich-

tert den Männern den Sieg, wenn die beyden andern Leidenschaften auch nur schwach reden sollten. Die Sinnlichkeit der Weiber ist reizbar; sie läßt sich, der Bestimmung der Natur gemäß, mehr oder minder leicht aufregen, was jedoch dem so oft geäußerten Satze - daß sie in dem zärteren Geschlechte nicht so anhaltend als Leidenschaft wirkt und tobt - keinesweges widerspricht.

Die großen Heere feiler Dirnen, die eine auf das beste unterrichtete, höchst verdiente Magistratsperson *), allein in der volkreichsten Stadt unsers Welttheils, in London, auf funfzig tausend, also fast auf den zwanzigsten Theil der ganzen Population anschlägt, beweisen nichts für die größere Sinnlichkeit des weiblichen Geschlechts. Ohne Zweifel ist unter diesen feilen Dirnen eine nicht unbe-

*) *Colqhoun* Treatise on the Police of the Metropolis.

trächtliche Zahl, die durch ein lebhaftes Temperament zur Ergreifung dieses elenden Handwerks mit getrieben wurde. Wenn wir aber von der Geschichte des großen Haufens genau unterrichtet wären, so würden wir höchst wahrscheinlich die Ueberzeugung erhalten, daß Verführung des männlichen Geschlechts, Abneigung gegen anhaltende redlich nährende Arbeit, Begierde zum Wohlleben und Putz, höchster Leichtsinn, Kuppeley und Familienzwistigkeiten, die Hauptursachen sind, die dem niedrigen Metier die meisten Rekruten zuführen; wenigstens müssen wir aus den Geschichten der Einzelnen, die wir kennen, und aus den Beobachtungen derjenigen, die Gelegenheiten hatten, mehrere Erkundigungen darüber anzustellen, so urtheilen.

Die Sinnlichkeit des Weibes ist reizbar. Sie ist aber bey ihm weit öfter Affekt, Sache des Augenblicks, als wahre, anhal-

tende, daurende, heftige Leidenschaft. Der Augenblicke, wo die Weiber der Sinnlichkeit nachgeben, ihr unterliegen, mögen immerhin viele seyn. Der andern Augenblicke, wo das Geschlecht die sinnlichen Reizungen nur schwach fühlt, - wo ihm, mit Hülfe der moralischen Bewegungsgründe, der Sieg über diese Reizungen erleichtert wird, sind, wenig gesagt, gewiß eben so viele.

Die moralischen, die religiösen Bewegungsgründe, die das Mädchen, die Ehefrau, von einer unerlaubten Umarmung abhalten, sind so stark, aber zugleich so bekannt, daß wir uns hier nicht weitläuftig mit ihrer Aufzählung zu beschäftigen brauchen. Die Stimme des strafenden Gewissens, die Furcht vor Schande, und in vielen Fällen Entsagung einer künftigen Versorgung oder verminderter Unterhalt, sind die vorzüglichsten dieser Bewegungsgründe in allen Staaten, wo christliche

Religion und christliche Cultur herrscht. In den Familien, wo moralische Bildung nicht ganz ausgeschlossen ist, geht wenigstens die Absicht bey der weiblichen Erziehung, wenn auch nicht allemal die Mittel, dahin, diese Bewegungsgründe zu verstärken.

„Wenn aber die moralischen Bewegungsgründe das andere Geschlecht so stark von unerlaubten Umarmungen abrathen: wie geht es denn zu, daß diese unerlaubten Handlungen dennoch so äußerst häufig sind? Ist dieses nicht grade der redendste Beweis für die große Sinnlichkeit der Weiber?"

Es ist ein unläugbarer Beweis von der Schwäche und dem Leichtsinne des Geschlechts, von der Gewalt des Augenblicks über dasselbe, und nicht selten von der Stärke der Verführungskünste der Männer, welche sowohl grobe als verfeinerte Sinnlichkeit, Liebe in ihren verschiedenen Abstufungen, zu erregen wissen.

Daß aber ein brennendes Temperament die Weiber so häufig, wie die Männer, zu diesen Fehltritten verleiten sollte, kann nicht aus ihnen gefolgert werden, wenn gleich einige Weiber auch durch starke sinnliche Triebe zu Fehltritten verführt werden mögen. Ueberdas fallen die ungleich häufigsten Fehltritte der Mädchen in die früheren Jahre, wo die moralischen Bewegungsgründe, zumal bey dem ungebildeten Haufen, nicht die Kraft haben können, die ihnen ein reiferer Verstand vielleicht einräumen würde. Kömmt ein Mädchen aus den geringern Ständen aber nicht bald nach dem Falle unter die Haube, – verläßt sie der Theilnehmer ihres ersten Fehltritts: wie leicht wird dann nicht bey ihr der Uebergang zu einem ausschweifenden Leben, aus vielen Ursachen, werden!

Einen höchst wichtigen Umstand zur Beschränkung der Sinnlichkeit bey dem andern

Geschlechte dürfen wir nicht übersehen, den nämlich: daß uns die Natur zum angreifenden Theile bestimmte, daß wir in der Regel die ersten Anträge thun, den Weibern aber deren Annahme oder Verwerfung zustehet. Die ersten Grundzüge dieses Unterschiedes liegen in der Natur - in der Brunst der Männer, in der schwächern Sinnlichkeit und Schamhaftigkeit der Weiber. Volkssitte und Erziehung haben bey uns diesen Unterschied zum Vortheil der moralischen Natur der beyden Geschlechter sehr ausgebildet und erhöhet. Dennoch wird das Mädchen, das Weib, manchmal den ersten Funken der Leidenschaft für einen Mann früher empfinden, als er bey diesem entstehet; denn das andere Geschlecht hat ja auch Augen und Sinne; aber bey den nicht verdorbenen Weibern der feiner gebildeten Stände wird der Fall selten eintreten, daß sich, ohne einige vorhergegangene

Bewerbungen von Seiten des Mannes, diese Leidenschaft entdeckt oder verräth, etwa die Jahre der ersten Entwickelung des Temperaments bey einem jungen Mädchen abgerechnet, wo die ersten Regungen der Natur heftiger wirken, und die Unbekanntschaft mit diesen Regungen leicht zu einer lebhaftern Aeußerung derselben verleiten kann.

Der Regel nach wagt die Kühnheit des Mannes die ersten Schritte. Der Mann sucht sich das Mädchen aus, das ihm gefällt. Die Sinnlichkeit des Mannes treibt ihn zu Anträgen an den bestimmten Gegenstand, der seine Sinnlichkeit vorzüglich reizte. Wie selten wird nicht der Fall seyn, daß grade dieser Mann, der seine Anträge zuerst thut, oder dessen Anträge zuerst annehmlich befunden werden, derjenige war, der zuerst den Affekt der Sinnlichkeit bey dem Mädchen für sich erweckte. Sollte nicht das wirklich schaam-

hafte Mädchen schon vorher Männer gesehen haben, die mehr auf seine Sinnlichkeit gewirkt hätten, wie eben dieser, der ihm seine Neigung zuerst erklärt, oder dessen Anträge die ersten sind, die angenommen werden können? Und wäre auch dieses nicht gewesen: ist der Mann, dem man aus Achtung, aus Vernunft, aus Ueberredung seine Hand giebt, grade derjenige, den die Sinnlichkeit wählen würde? Die Ehe kann dessen ungeachtet recht glücklich seyn, wenn gleich die Sinnlichkeit von beyden Seiten sie nicht schloß; aber sehr erklärlich bleibt es schon aus diesem so häufig eintretenden Umstande, daß manche Weiber von dem Vergnügen der ehlichen Umarmung mit Wahrheit sagen können: „ist es nicht mehr, wie das?“ Die Sinnlichkeit dieses Geschlechts ist im Allgemeinen nicht so groß, wie die des unsrigen; und wie selten ist es nicht in den höheren Ständen, daß grade der

Mann, für den die Sinnlichkeit des Weibes eigentlich spricht oder sprechen könnte, ihm zu Theil wird! ein Fall, der bey unserm Geschlechte doch weit häufiger Statt hat.

Die Schamhaftigkeit dient dem Weibe, die einzelnen Ausbrüche der Sinnlichkeit, wozu der Affekt des Augenblicks es so leicht verleiten würde, zurückzuhalten. Die Schamhaftigkeit ist die grösste Tugend des Geschlechts. Ein Weib, das diese Tugend verliert, hat fast immer zugleich allen übrigen Tugenden entsagt. In der Anlage der moralischen Natur des Menschen ist diese Tugend gegründet. Bey dem Manne soll sie das nicht seyn, was sie bey dem Weibe ist – nicht den ersten Rang unter den Tugenden einnehmen; aber auch er zerstört ihren Altar nicht ungestraft. Die Schamhaftigkeit des Weibes ist, nach Volkssitte und Erziehung, verschieden. Wie alle übrige Anlagen der morali-

schen Natur des Menschen, hat auch diese bey einigen rohen verthierten Völkern erstickt, bey andern, die sich in einem entgegengesetzten Zustande befanden, sehr ausgebildet werden können. Nur da, wo die thierische Natur den Menschen allein beherrscht, mag sich jene Tugend nicht finden, die an sich sonst kein Kind der bloßen Verabredung, der Mode, ist. Wo sich überhaupt etwas feine Moralität und Sitten entwickeln, wird sie sich auf das frühzeitigste zeigen. Diese Tugend ist nicht Sache der Convention; aber viele ihrer Aeußerungen sind es. Die Weiber der Gymnosophisten, von denen Wieland so viel spricht, mochten immerhin nackend einhergehen. Auch bey ihnen herrschten gewiß Begriffe von Schamhaftigkeit, wenn sie nicht der Heerde des Feldes glichen. Unter den verschiedenen Völkern, die unsrer christlich-europäischen Cultur theilhaftig sind, fühlt das eine Volk

die weibliche Schamhaftigkeit durch Handlungen beleidigt, die das andere als gleichgültig oder gar als artig betrachtet; ja, unter den verschiedenen Ständen des nämlichen Volks ist es derselbige Fall. Die Hofdame, die Frau des angesehenen Bürgers, die Viehmagd, werden in ihren Begriffen nicht übereinstimmen über alles das, was zur Schamhaftigkeit gerechnet werden soll, so wenig eine von ihnen, wenigstens laut, an dem Werthe und dem Daseyn der Schamhaftigkeit überhaupt zweifeln wird.

Diese Verschiedenheit der Begriffe über diesen Punkt unter unsern Ständen fließt, wie in so vielen andern Fällen, aus der Verschiedenheit der Sitten und Bildung; und Gott verhüte, daß diese Verschiedenheit je ganz wegfalle! Die Viehmagd muß manche Ausdrücke und Scherze anhören, auch wol in ähnlicher Sprache erwidern, welche die Frauen

und Mädchen unsrer ersten Stände, ohne sich tief zu erniedrigen, ohne auf die Schamhaftigkeit nach den Begriffen ihrer Bildung und ihres Standes Verzicht zu leisten, nicht ohne die äußerste Entrüstung aufnehmen, geschweige denn solche erwidern dürfen. Wollen wir aber der Viehmagd diese Delikatesse unsrer Frauen und Töchter angewöhnen, so ist sie für ihren Stand, für ihre Beschäftigungen, für die Menschen, mit denen sie zutraulich, gutmüthig leben soll, verdorben: ein unglückseliges Geschöpf, die zu denen nicht paßt, bey welchen sie seyn soll, und wohin sie nach ihren übrigen Verhältnissen gehört. „Soll unter dem weiblichen Theile der höheren Stände die Derbheit und Plumpheit der Viehmägde herrschend werden?“ Wer diese Frage im Ernste aufwerfen kann, der werfe nur einen Blick auf die Sitten der eleganten Pariserinnen während der Herrschaft der Sans-

culotten, und er wird darin seine Beantwortung finden.

Die Begriffe über Schamhaftigkeit sind nach den Völkern und Ständen, durch Bildung, verschieden. Wie tief aber der letzte Rest des Gefühls dieser Tugend selbst in dem Herzen der größten Anzahl der feilen Dirnen noch liegt, die ihre Gunst anbieten und aufdringen, kann die Bemerkung beweisen, daß ein sogar in dieser Klasse nicht gewöhnlicher Grad von Unverschämtheit dazu gehört, um gewisse Gattungen von Unzüchtigkeiten zu gestatten, die die Mehrheit äußerst ungern oder gar nicht duldet.

Die Schamhaftigkeit ist die größte Schutzwehr der Tugend des Weibes. Manches Weib wird sie vor dem Fall bewahren, und alle Weiber kann sie anleiten, auch nach dem Falle nicht verächtlich in ihren eigenen Augen und in den Augen richtiger Beurtheiler zu werden.

werden. Eine der nachtheiligsten und höchst betrübten Folgen des Fehltritts eines verehlichten Weibes ist bey dem großen Haufen diese, daß es, seiner Pflicht vergessend, zumal in einem fortgesetzten sträflichen Umgange, nach Uebertretung der ehlichen Treue sich von der noch größern Tugend der Schamhaftigkeit völlig losreißt, alles Gefühl von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande verliert, ja in der Größe der Infamie, wie Tacitus schon sagt, die neueste oder höchste Wollust empfindet, seine Ehre ganz unverschämt in der Schande sucht.

Wie wenig verstehen jedoch die schamlosen Weiber ihr eigenes Interesse! Nichts zieht, nicht allein die völlig unverdorbenen, sondern auch eine sehr beträchtliche Menge derjenigen Männer, welche mitgemacht, ja viel mitgemacht haben, mehr an, reizt ihre Sinnlichkeit mehr, als das Erröthen der Un-

schuld des Herzens, als der Ausdruck einer reinen Seele, als die wahren Beweise von Schamhaftigkeit. Nur die durch ein ausschweifendes Weltleben abgestumpften Männer, deren Fibern und Nerven die leichte Regsamkeit verloren, und sonderbare Menschen, welche ihre extravagante Einbildungskraft oder verdrehte Empfindung eine andere Richtung nehmen ließ, machen eine Ausnahme und hegen einen unnatürlichen Geschmack. Ludwig der Funfzehnte gehörte in seinen letzten Lebensjahren zu der ersten Gattung. Er war durch seine Ausschweifungen so gesunken, daß ihm die Dübarry vorzüglich nur darum gefiel, weil sie ihn das sinnliche Vergnügen auf die gröbste Art genießen ließ. In dem Rausche der Brutalität mögen nur die gröbsten sinnlichen Reize empfunden werden; aber die Wenigsten unter denen, die sich diesem Rausche zuzeiten überlassen, sind

doch so ganz und allein Thier, daß sie nicht in einigen Augenblicken ihres Lebens das Gefühl von dem erhöheten Werth der Sinnlichkeit, durch Beymischung von moralischen Empfindungen, begreifen sollten.

So wie der wahre Ausdruck der natürlichen Schamhaftigkeit der Weiber den meisten Männern gefällt, so sehr wird alle manierirte Ziererey, alle Uebertreibung, alles kalte, spröde, gezerrte, tugendstolze Wesen diejenigen unsers Geschlechts, die vor allem den wahren Ausdruck einer guten oder nur gleichgültigen Empfindung lieben, in den Weibern beleidigen. Sprödheit des Charakters, und noch mehr eine gemachte, gedrechselte Sprödheit, stößt die Männer zurück. Es ist nichts lächerlicher, als die hochtrabenden Tugendkrämpfe zu sehen, womit die Weiber von einem schwachsinnigen Verstande am gewöhnlichsten befallen zu werden pflegen, wenn

sie etwa eine naive Erzählung oder nur einen naiven Ausdruck hören. Paßt eine solche Erzählung, ein solcher Ausdruck, nicht für weibliche Ohren, so wird die kluge, die gebildete Frau thun, als wenn sie ihn nicht hörte, nicht verstünde, oder höchstens leicht über ihn hinweggehen, die Unterredung ändern. Sie wird den Unterschied, den Jahre, Lage, Verhältnisse zwischen zwey Personen, die das Nämliche sagen, hervorbringen, fühlen, so wie die Verständigen von unserm Geschlechte von einer bejahrten Frau nicht die ängstliche Sittsamkeit in Gebährden und Ausdrücken erwarten, die nur einem jungen Mädchen, das eben in die Welt tritt, geziemen und anstehen.

Die Sprödigkeit in dem weiblichen Geschlechte kann nur Männern von wenigem Geiste und schwacher verzärtelter Empfindung, oder solchen, gefallen, die in dem Bewußtseyn

vieler Ausschweifungen die ehliche Treue nur bey kalten gezierten moralischen Agnesen sicher glauben. Wahrhafte Schamhaftigkeit ist die beste Schutzwehr der Tugend; aber Ehrbarkeitspedanterey, die stets die Hölle vor den Füßen offen sieht, möchte am wenigsten vor dem Abgrunde bewahren, wenn Gelegenheit und Temperament mitsprechen, da große Aengstlichkeit, vielleicht eben so oft wie große Sorglosigkeit, die Niederlage begünstigt. Auf allen Fall gehört wahre oder geheuchelte Ehrbarkeitspedanterey nicht zu den liebenswürdigen Eigenschaften des Geschlechts.

Die Schamhaftigkeit soll die Sinnlichkeit des Geschlechts in Ordnung halten, ihren Ausbrüchen wehren; aber sie soll die Sinnlichkeit nicht ausrotten wollen, nicht ertödten. Ein weibliches Geschöpf kann nur seine ganze Bestimmung als Gattin erreichen; und wie gering ist wol die Anzahl der Männer, die

in einer Ehe vergnügt leben können, in welcher die Frau gar nicht die Freuden sinnlicher Empfindungen theilt! Empfindungen, für deren Befriedigung vornämlich die Männer so häufig zum Eingehen des Bandes der Ehe getrieben werden!

Allein wenn es gleich zur Befestigung des häuslichen Glücks sehr zu wünschen ist, daß die Frau auch diese Empfindungen ihres Mannes theilen kann, – wenn gleich manche Disharmonien in den Ehen aus dem stärkeren Temperamente des Mannes, aus seiner wenigen Gewalt über die Sinnlichkeit und aus der Kälte der Frau entstehen, so wird dennoch die wahre Schamhaftigkeit, auch in der Ehe, von der Frau selten ungestraft verletzt. Sie darf aus Sinnlichkeit, Herrschsucht, oder sey es welche Quelle es wolle, nie das Temperament des Mannes zu reizen suchen, kann aber oft viele verschiedenartige,

höchst vernünftige Gründe haben, um den Ausbrüchen vorzubeugen.

So sinnlich wie wir Männer auch vorzugsweise sind, so folgt doch bey uns nach einem etwas unmäßigen, zu oft wiederholten Genusse das, was für Uebermaaß gelten kann; dieß ist freylich von Mann zu Mann sehr verschieden, zu leicht ein stärkerer oder schwächerer Ekel, eine Folge der Erschöpfung. Feile Buhlerinnen, oder Weiber, die wie diese lebten, wissen, erfahren bald, was dieses bedeute. Sie kennen die Geheimnisse des schändlichen Handwerks, welches sie treiben, wenn sie gleich, meistens unbekümmert darüber, nur auf Erregung und Befriedigung fremder und eigener Lüste denken. Aber grade unter den tugendhaften Ehefrauen giebt es eine sehr große Anzahl, die es gar nicht ahnet, daß in dem Genusse der Freuden des ehlichen Bettes ein Uebermaaß, und was

Uebermaaß für den Mann seyn könne, wie nachtheilig der sinnliche Genuß auf den kränklichen oder zu reizbaren Körper des Ehemannes wirke, wie sehr derjenige, der von früh Morgens bis spät Abends mit der größten Geistesanstrengung seine Geschäfte besorgen, seine edelsten Säfte schonen muß, sie nicht zugleich auf eine geistige und physische Weise verschwenden darf, wenn ihn nicht die Natur wie einen Abkömmling des Herkules ausrüstete. Daß außer der Ehe nachtheilige Folgen von einer ausschweifenden Lebensart für die Gesundheit des Mannes entstehen, davon haben die tugendhaften Frauen wol gehört; allein die priesterliche Einsegnung, mögen sie denken, schütze vor diesen.

Auf das Zeugniß aufmerksamer Beobachter und einsichtsvoller Aerzte darf ich mich dreist zur Begründung der Wahrheit meiner Behauptungen berufen. Beyde mögen dar-

über urtheilen, was ihnen der Anblick von Ehemännern, vorzüglich unter den Geschäftsleuten, die an Beschwerden des Unterleibes und der Lungen, der Hypochondrie, an großer Reizbarkeit der Nerven leiden, so oft sagt. Von erfahrenen Aerzten weiß ich es, daß grade die tugendhaftesten Frauen solcher Ehemänner höchst selten von selbst darauf kommen, daß die Freuden der ehlichen Umarmung der Gesundheit ihrer Männer leicht nachtheilig werden, sie angreifen, daß aber, nachdem der Arzt sie aufmerksam darauf machte, sie auf das willigste dem sinnlichen Genuß entsagten oder Schranken setzten, den Männern zum Muster in der Enthaltsamkeit dienten, ihren Entschluß zu dieser anfeuerten und aufrecht erhielten.

Wie wichtig die ehliche Umarmung zur Erhöhung des häuslichen Glücks, zur Erhaltung oder Herstellung des Hausfriedens sey,

wird einem beobachtenden Auge nicht entgehen.

Die Ehe ist eine Verabredung, die sich auf die doppelte Natur der Menschen, die sinnliche und die moralische, gründet, und die uns grade durch die Verbindung des doppelten Zwecks, den sie der Regel nach bezielt, so höchst ehrwürdig seyn muß. Die Vernunft soll und muß stets die Sinnlichkeit beherrschen. Darum muß der sinnliche Zweck in der Ehe dem moralischen und der Vernunft untergeordnet seyn. In dem gemeinen Leben, in so vielen Ehen, ist es leider der umgekehrte Fall. Dagegen wird in ernsthaften Schriften über diese Materie zu wenig Rücksicht auf die Wichtigkeit der Befriedigung des sinnlichen Zweckes zum Glück der Ehe genommen. Durch üppige verführerische Bilder sollen wir die Sinnlichkeit, die

ohnehin laut genug zu uns redet, nicht erhöhen. Wir sollen aber eben so wenig den Menschen als ein blos moralisches Wesen betrachten, was er nie war, nie ist, nie seyn wird, - nicht da, wo wir die ganze Natur des Menschen oder seine Verhältnisse untersuchen, Ideale aufstellen, die er nicht erreichen kann, weil sie nicht für die mögliche Vollkommenheit eines zusammengesetzten Geschöpfs berechnet sind: Aufstellungen und Anforderungen, die darum so schädlich wirken, weil wir durch sie das gewaltsame Losreißen der Praxis von der Theorie sehr befördern. Auch die Sinnlichkeit muß ihr Recht bey den Moralisten behalten, und ihre Wichtigkeit, besonders in Beziehung auf die erlaubten Umarmungen der Geschlechter, anerkannt werden, damit noch möglicher Weise ein Wort, was auf Beherrschung der Sinnlichkeit abzielt, hie und da Eingang finde.

Beym Eingehen der Ehe wird gewöhnlich von beyden Seiten zu wenig auf die verhältnißmäßige Sinnlichkeit des Paares gesehen, worüber sich doch im Allgemeinen wol urtheilen ließe. Es ist wahr, daß bey der in der Regel mindern Sinnlichkeit des andern Geschlechts von einer gutgearteten Frau, deren ganzer Ausdruck und Körperbau kein sehr starkes Temperament andeutet, es sich mit Grunde erwarten läßt, daß sie die Liebe ihres Ehemannes nicht nach der Zahl seiner Umarmungen berechnen, und ihre Liebe zu ihm nicht danach abmessen werde. In den meisten Fällen, wo das Gegentheil eintrat, lag die Schuld gewiß an dem Ehemanne, der in der ersten Zeit der Ehe die Sinnlichkeit seiner Frau zu sehr aufreizte. Aber die Natur fordert doch auch ihr Recht, und wenn wir den abgelebten Greis mit dem jungen Mädchen, den kränklichen, erschöpften Mann mit

der saftigen, voll Gesundheit strotzenden Frau vor dem Altare sehen, könnten wir dann nicht mit Eloisen ausrufen:

Ah! hopeleſs, lasting flames! like those
that burn
To light the dead, and warm th'unfruit-
ful urn.

Wie häufig sind nicht die Uebel, die eine unverhältnißmäßige Sinnlichkeit in der Ehe anrichtet! Hier ist es der Ehemann, der, ohne Rücksicht auf die Gesundheit seiner Frau, auf die Nachtheile, die die Umarmung an sich, auf die Nachtheile, die die Folgen derselben für die Frau nach sich ziehen können, alles dem thierischen Drange aufgeopfert wissen will; dort die Frau, die aus wahrer oder affektirter Tugendkälte die Zärtlichkeit des Mannes zurückstößt *). Da sehen wir

*) Ein sehr trauriges Beyspiel von den Folgen misverstandener religiöser Ideen und der Ungleichheit des Temperaments in der

eine Andere, die aus Temperament ihrem schwachsinnigen Manne die letzten Kräfte auspreßt; jenseits welche, von denen die erste, um ihre Untreue zu verstecken, die zweyte aus Herrschsucht, die dritte aus List, um ihre kleinen Zwecke zu erreichen, die Sinnlichkeit des Ehemannes aufreizt, oder ihn damit zu gängeln sucht.

Durch den Vortheil, den die Frauen von der Sinnlichkeit der Männer zu ziehen wissen, regieren die meisten Frauen.

Die Männer, die ihre Sinnlichkeit nicht einigermaßen beherrschen können, die ihre moralische Natur so schlechtweg der thierischen

Ehe giebt uns die Geschichte in den unzeitigen Gelübden der Königin Marie, Gemahlin Ludwigs des 15ten, die sich dem Könige nur zu oft entzog, und dadurch die Veranlassung zu seinen so weit getriebenen Ausschweifungen wurde.

unterordnen, mögen ihr Schicksal tragen. Wer aber eines bessern Schicksals werth ist: sollte der sich nicht durch vernünftige Betrachtungen, schon dadurch, daß die Ursache seiner Sklaverey, aus der er so gern ein Geheimniß machen möchte, dem aufmerksamen Beobachter nicht entgeht, ermannen können? Gewiß, er vermag viel über sich, wenn er ernstlich will.

Falsche, aus den finstern Zeiten der Mönchstugenden herrührende Ideen haben das stärkeste, süßeste Bedürfniß der Natur herabzuwürdigen, ganz gegen den Plan des weisen Schöpfers den Menschen zu entkörpern gesucht. Welche schändliche verkehrte Ausschweifungen sind nicht oft durch den unvernünftigen Eifer gegen den Trieb der Natur entstanden! Der größte Haufen unter Hohen und Niedern hat dagegen stets die Befriedigung dieses Bedürfnisses allem Andern

vorgezogen, in der That nur zu häufig blos wie ein Thier gelebt, dem Verstande nach aber die Sinnlichkeit oft auf eine unverdiente Weise herabgewürdigt.

Die Zeiten, wo man den Gelübden zur ewigen Enthaltsamkeit einen so äußerst hohen Werth beylegte *), sind vorbey, um wahrscheinlich nie wieder zu kommen; aber in den Urtheilen, vorzüglich derjenigen, die am wenigsten Keuschheit uud Enthaltsamkeit üben, über Weiber, liegt nicht selten etwas sehr Ungerechtes. Wie oft hören wir nämlich nicht

*) Wie ein Protestant die unauflöslichen Gelübde der Keuschheit bey Priestern und Ordensgeistlichen in der katholischen Kirche in Schutz nehmen kann, sehe ich nicht ein. Es ist die größte Barbarey, diejenigen, die ihre Gelübde halten wollen, durch indirekte Mittel zur Entsagung derselben zu zwingen. Es ist gewiß ein sehr großer Vorzug derjenigen

nicht mit einem wegwerfenden, an das Verächtliche gränzenden Ton von einem weiblichen Geschöpfe sagen, daß es viel Temperament besitze, ohne daß es durch Aeußerungen, und noch viel weniger durch Handlungen, je den Anstand beleidigt hätte, ohne daß es zu der Klasse derjenigen gehörte, deren grobsinnlicher wollüstiger Ausdruck eine sittsame Frau ohne Prüderie zum Niederschlagen der Augen bewegen dürfte. Nun aber kann eine sehr edle Seele, eine vorzüglich gute Frau, viel Temperament haben, das sich bey

jenigen protestantischen Staaten, die noch weibliche Klöster besitzen, daß Mädchen aus den höheren Ständen darin Selbstständigkeit und Unterhalt finden. Der Staat, der vor dem Eingehen der Ehe die Bescheinigung über die Mittel zum wahrscheinlichen Unterhalte in derselben erfordert, handelt sehr weise; aber unauflöslich sollten keine Gelübde der Enthaltsamkeit seyn.

einer solchen gewiß nicht auf eine Widerwillen erweckende Weise im Ausdrucke zeigen wird. Es ist kein Fehler, mehr oder weniger Temperament zu besitzen. Nicht selten hatten die vorzüglichsten Menschen unter den beyden Geschlechtern viel Sinnlichkeit. Darauf kömmt es an, was nebenbey in der andern, in der moralischen, Wagschaale liegt, in wie fern große und gute Eigenschaften des Herzens und des Verstandes neben der Sinnlichkeit vorhanden sind, ob und wie die Vernunft die Sinnlichkeit zu bemeistern und zu beherrschen weiß. Wer mit einem brennenden Temperamente gebohren ward, hat in sich einen gefährlichen Feind, mit dem er in den besten Jahren seines Lebens stets wird kämpfen müssen; allein nach den Kräften, die er zum Kampfe aufbieten kann, nach den Kräften, die er wirklich aufbietet, muß ich mein Urtheil bestimmen, nicht nach der einzigen glück-

lichen oder unglücklichen Gabe der Natur. Laßt uns nicht verächtlich von einem Weibe wegen einer natürlichen Anlage denken, die es sich nicht selbst schuf, bey der die Freyheit des Willens gar nicht wirksam seyn konnte. Und ihr Männer ohne Zusammenhang, wie wollt ihr es wagen, eine Frau darum zu tadeln, weil sie die Anlage hat, euch die größten Freuden, die ihr empfinden könnet, recht genießen zu lassen, eine Anlage, die ihr nicht allein eurer Maitresse, sondern selbst eurer Gattin wünschen müsset, weil sie gewiß nicht ohne diese euch dem Ehebette treu wird erhalten können.

In allen Völkern, bey welchen wir einige beträchtliche Fortschritte in der moralischen Cultur und der Ausbildung der moralischen Anlagen des Menschen gewahr werden, sehen wir, daß die Sinnlichkeit sich minder oder mehr mit moralischen Empfindungen verwebt,

mehr oder minder mit auf die Erzielung moralischer Zwecke gerichtet wird. Selbst in der Sinnlichkeit derjenigen Thiere, welche nicht gepaart leben, scheint bey dem Männchen schon der Wunsch nach einem ausschliessenden Genusse begründet. Der Haushahn geräth gewöhnlich in Wuth, wenn er die Ausübung der Sinnlichkeit eines andern Haushahns erblickt. Wo moralische Bildung vorwärts gegangen, – nicht Aberglaube, nicht die im Verhältnisse zu den vorhandenen Männern sehr viel geringere Anzahl der Weiber bey einem Volke eine andere Sitte eingeführt hat, will der Mann diejenige wenigstens, die er als Hausfrau, als Mutter seiner Kinder anerkennt, ausschließend für sich behalten, ihre Umarmungen mit Keinem theilen, ihrer Treue gewiß seyn. Durch Priesterwahn oder Priesterlist sind nicht die Ehen, nicht der Begriff von Heiligkeit der Ehen, entstanden. Ver-

schiedene Religionen haben in diesem Falle, wie in vielen andern, das, was sie bereits vorfanden, was zur Beförderung der Entwickelung, und zur Erhaltung der moralischen Natur des Menschen diente, noch mehr zu heiligen gesucht.

In den Ländern, wo Vielweiberey herrscht, sind die Begriffe von dem ausschließenden Besitze nicht wechselseitig. Die frühe physische Entwickelung und das schnelle Verblühen des weiblichen Geschlechts scheint die Polygamie in gewissen Gegenden, bey Männern, die die Kosten, die selbige nach sich zieht, bestreiten können, einheimisch erhalten zu müssen. Im achten oder zehnten Jahre, wo das Mädchen physisch reif, aber, den moralischen Fähigkeiten nach, noch Kind ist, wird es verheyrathet, und vor dem dreyßigsten Jahre ist es gewöhnlich zur abgelebten runzligten Matrone geworden. Bey der großen,

die unsrige weit übertreffenden Sinnlichkeit, die in den meisten Bewohnern des heissen Erdstriches der alten Welt durch Clima oder Volksstamm bewirkt wird, ist es sehr begreiflich, daß der wohlhabende Mann mehr als eine Frau heyrathet, oder Beyschläferinnen hält. Die Eifersucht abgerechnet, die bey dem entflammten Blute der sinnlichen Völker so viel fürchterlicher tobt, kann die Frau darum, weil sie gewöhnlich ein Kind ist, nicht die Rechte unsrer Hausfrauen genießen, nicht die Gehülfin und Gefährtin des Mannes seyn; aber die Polygamie scheint vollends den häuslichen Despotismus des Mannes zur Erhaltung der Zucht und Ordnung im Hause nothwendig zu machen.

Das Schicksal des andern Geschlechts in den Staaten und Häusern, wo Vielweiberey eingeführt ist, muß fürchterlich seyn. Die Bestimmung des Geschlechts scheint dort

fast allein auf Gewährung des sinnlichen Genusses für den Mann beschränkt. Diesen sinnlichen Genuß soll die Frau mit einer Andern oder mit Mehreren theilen, oft auf eine sehr ungleiche Weise, wodurch ihr die Befriedigung des einzigen lebhaften Bedürfnisses, das sie kennt, zu dessen Genusse sie allein die Bildung erhielt, entzogen oder sehr geschmälert wird. Da alle diese Nebenbuhlerinnen unter einem Dache wohnen, Mitglieder einer Familie sind, so müssen die Gelegenheiten zu Ausbrüchen des Hasses: des Neides, der Eifersucht, der beleidigten Eitelkeit, um so häufiger vorkommen; Ausbrüche, deren Wildheit sich nur durch die strengste Sklaverey begegnen läßt.

Die moralische Natur der Menschen kann, der Regel nach, nicht die Entwickelung, deren sie fähig ist, in sinnlichen Verbindungen eines Mannes mit mehreren Weibern,

und noch weniger in den Verbindungen einer Frau mit mehreren Männern, erhalten. Die moralische Vollkommenheit des einen Theils leidet fast immer bey solchen Verbindungen, und nicht selten die beyder Theile. Die Glückseligkeit, deren wir nach unsern moralischen Anlagen uns bestreben sollen werth zu seyn, kann höchst selten in solchen Verbindungen erreicht werden, und endlich muß das Band, das die abgelebten Menschen an ihre Nachkommen knüpfet, das der elterlichen Zärtlichkeit und Vorsorge für die Kinder, äußerst leiden, die Erziehung der Kinder häufig ungemein durch Veranlassung solcher Verbindungen vernachlässiget werden.

In der sinnlichen Natur des Menschen liegt zwar vieles, was der lebenslänglichen Verbindung eines Mannes mit einer Frau und der Heiligkeit des Ehebettes von beyden Seiten zu widersprechen scheint. Die sinnliche

Natur begehrt und will genießen, ohne Rücksicht auf die moralischen Folgen des Genusses. Aber selbst in der sinnlichen Natur liegt doch schon etwas, das den ausschließenden Besitz des Gegenstandes der Begierde des höchsten sinnlichen Genusses verlangt, sobald die Sinnlichkeit sich nur etwas verfeinert und über die gröbste Befriedigung eines thierischen Kitzels erhebt. Wäre aber auch dieses nicht, so kann doch nicht die Frage davon seyn: ob wir den Trieben der sinnlichen Natur auf Kosten unsrer moralischen Vollkommenheit folgen dürfen. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist an sich kein zur Erhaltung des menschlichen Körpers so nothwendiges Bedürfniß, wie die Sättigung des Hungers oder die Löschung des Durstes, und wenn sie dieses auch bey einzelnen Menschen in einzelnen Fällen einigermaßen seyn sollte, so ist doch nur von der Befriedigung überhaupt, nicht von der Wahl

des Gegenstandes, hiebey die Rede. Die sinnliche Natur kann bey den Völkern unsers Welttheils höchstens dieses verlangen, daß der Mann eine Männin, das Weib einen Gatten, nicht blos dem Namen, sondern auch der Wirklichkeit nach, habe.

Da die Befriedigung der Sinnlichkeit für die meisten Menschen, vorzüglich von unserm Geschlechte, das größte Vergnügen des Lebens ausmacht, die sinnliche Umarmung außer der Ehe aber an sich und durch ihre wahrscheinliche Folgen — die Erzeugung von Kindern, die vermuthlich eine vernachlässigte Erziehung erhalten werden — gewöhnlich der Moralität des einen oder des andern Theils, wo nicht der von beyden, nachtheilig wird, so haben alle weise Gesetzgeber aller nach unsren Begriffen cultivirten Völker das Band der engsten häuslichen Vereinigung zweyer Personen von verschiedenen Geschlechtern, die

Ehe, besonders zu erheben, zu beschützen gesucht, und die Religion hat diese für das Wohl des Menschengeschlechts wichtigste Verbindung, so viel sie nur irgend konnte, geheiliget.

Die Ehe und die Heiligkeit der Ehen ist also keine willkührliche Einrichtung unsrer bürgerlichen Gesetze, die die Umstände eingeführt haben, und die bey veränderten Umständen wieder abgeschafft werden könnte *). Es giebt kein Band, keine Einrichtung, die so, wie diese, auf die Erhaltung und Entwickelung der moralischen Natur, der Glückseligkeit des Menschengeschlechts, abzielte, wo-

*) Denken läßt sich freylich ein Staat, wo gar keine Ehen eingeführt wären, und der Staat für die physische und moralische Erziehung aller Kinder sorgte; aber dem unverdorbenen menschlichen Gefühle wird diese denkbare Einrichtung, die dem Einzelnen seine angenehmsten edelsten Empfindungen

bey zugleich die Sinnlichkeit ihr Recht behielte, als diese. Freylich sollten nicht höchst schwächliche, mit bedenklichen erblichen Krankheiten behaftete Personen, nicht physisch und moralisch ganz unentwickelte Kinder, nicht Menschen, die weder sich noch ihre Familie einigermaßen standesmäßig ernähren können, diese wichtigste heiligste Vereinigung eingehen. Die Gesetzgebung kann einiges, aber nur sehr weniges, thun, die Ehen solcher Personen zu verhindern. Eigene Ueberlegung und Vorsicht der Eltern muß das meiste wirken.

Die Ehe gründet eine Familie; durch sie entsteht das häusliche Leben. Beyde Ehe-

rauben würde, so empörend vorkommen, daß wir kein Wort weiter darüber verlieren wollen. Ohnehin ist aus dem blos Denkbaren fast gar nichts in wichtigen Fällen zu schließen, so lange nicht die Wirklichkeit den Gang der Dinge gezeigt hat.

gatten bringen die durch eine undenkliche Reihe von Stuffenfolgen, durch Familienverbindung, auf sie vererbte Bildung mit, um solche, wo möglich, erweitert und vervollkommnet auf ihre Nachkommenschaft fortzupflanzen, oder, wenn ihnen die Vorsehung diese versagt, wenigstens sich wechselseitig auszubilden, im Guten zu erhalten, gemeinschaftlich des Glückes zu genießen und das Unglück zu tragen, wodurch der Genuß allemal erhöhet, die Empfindung des Uebels, zwar nicht immer, aber doch zuweilen, vermindert wird.

Das häusliche Leben geht der bürgerlichen Gesellschaft voran, und dient dieser stets als Grundlage: — so viele Familien, gleichsam so viele kleine Staaten, in deren jedem der Mann, als Hausherr, oberster Regent seyn soll. Die Verfassung des großen Staats, der bürgerlichen Gesellschaft, kann schlecht seyn, ja, was noch viel wichtiger als die Ver-

fassung ist, selbst die Verwaltung des Staats mag elenden Menschen anvertraut seyn: so lange als noch Sitten, Frugalität und hinlänglich ergiebige Nahrungsquellen Zufriedenheit im Innern der Familien erhalten, die freylich eine schlechte Staatsverwaltung oft trübt, wird die Unzufriedenheit, die aus der Verfassung oder Verwaltung des Staats entsteht, anhaltend lebhaft in unsern Tagen nur wenige Köpfe ergreifen, die Zeiten eines religiösen oder politischen Enthusiasmus ausgenommen, die allen Berechnungen der Wahrscheinlichkeit Hohn sprechen.

In ihren Familien und ihren Geschäften bringen die meisten Menschen die größte Zeit ihres Lebens hin; und derjenigen, die durch ihre Geschäfte in eine unmittelbare Beziehung mit der Verwaltung des Staats kommen, giebt es verhältnißmäßig doch nur eine kleine Zahl, wenn diese Zahl gleich sehr wichtig,

durch die in ihr gewöhnlich herrschende Bildung, ist.

Soll die Ehe aber wirklich ihrem moralischen Endzwecke entsprechen, soll das größte Vertrauen, die zärtlichste Zuneigung zwischen den Ehegatten, und, wenn Kinder da sind, die größte Sorgfalt beyder Eltern für diese, Statt finden, so muß das Ehebette unbefleckt erhalten werden.

Das größte Vertrauen soll in der Ehe herrschen. Nun ist aber die sinnliche Umarmung gewöhnlich die größte Ursache und Wirkung der größten Vertraulichkeit. Der untreue Ehegatte entzieht also, der Regel nach, auf lange oder kurz dem treuen Ehegatten dieses Vertrauen. Von dem Vertrauen, das eigentliche Geschäfte erfordern, das Staatsangelegenheiten, das alles dasjenige betrifft, was nicht mit in die gemeinsame Societät gehört, sondern dessen Besorgung dem Manne

allein obliegt, ist nicht die Rede. Die Vertraulichkeit, die der untreue Ehegatte dem Gegenstande seiner Begierde zuwendet, wird dem treuen Ehegatten entzogen, und eben so die zärtlichste Zuneigung. Wie kann das größte Zutrauen, die zärtlichste Zuneigung in der Ehe seyn, in welcher eine fortgesetzte Intrigue das Herz, den Kopf, die Sinnlichkeit des einen Ehegatten, einzeln oder zusammen genommen, erfüllet? So lange noch nicht vollkommene Schamlosigkeit sich des untreuen Theils bemeistert hat, muß alles darauf angelegt werden, den andern Theil durch tausenderley kleine Ränke, List, Falschheit und Comödienzüge zu hintergehen. Die nothwendige Offenheit und das nothwendige Zutrauen verschwinden. Dabey lebt der Verräther in der genauesten Gemeinschaft mit dem Betrogenen, der die Schlange am Busen ernährt und erwärmt.

Welche Sorgfalt wird der untreue Theil auf die Erziehung der Kinder wenden, - er, den eine andere Leidenschaft bemeistert, von der er sich noch dazu oft selbst sagen wird: daß es eine sträfliche Leidenschaft sey? Wie oft werden die Kinder nicht, wenigstens dunkel, ahnen, daß etwas vorgehe, was nicht recht sey, was weder sie, noch der Vater oder die Mutter, wissen sollen und dürfen?

Die Untreue der Frau hat gewöhnlich viel größere nachtheilige Folgen, wie die Untreue des Mannes. Die Frau verliert dabey weit mehr in ihrer eigenen Achtung, in der Achtung der Welt. Sie kann und wird die Verpflichtungen der Häuslichkeit, zu denen sie vorzugsweise bestimmt ist, nicht, wie sie soll, erfüllen, weil eine unruhige Leidenschaft — darum desto unruhiger, da ihr das unverdorbene Gewissen sagt: daß sie sträflich ist, — die Heiterkeit und Besonnenheit der Seele

gänzlich raubt. Durch die Untreue der Frau können Kinder in eine Familie kommen, in welche sie nicht gehören. Der Mann wird mit der Sorge für den Unterhalt dieser Kinder, die nicht die seinigen sind, belastet, – er, der gewöhnlich genug zu thun hat, um standesmäßig für eigene Kinder zu sorgen. Die Geschwister müssen demnächst mit einem solchen Stiefgeschwister theilen, und wenn keine rechtmäßige Kinder vorhanden sind, so wird den entferntern Verwandten das entzogen, was ihnen nach den bürgerlichen Rechten gebührte, worauf sie sich wenigstens eine gegründete Hoffnung machen konnten, und dieses wird ihnen durch eine sträfliche Handlung entzogen.

Hat die Untreue des Mannes auch nicht solche nachtheilige innere und äußere Folgen, wie die Untreue der Frau, so verdient sie doch keinesweges mit der Nachsicht behandelt

zu werden, die man ihr oft hat angedeihen lassen. Es ist wahr, der Mann wird mehr, wie die Frau, in den höheren Ständen der Sinnlichkeit des Augenblicks opfern, ohne daß daraus so häufig eine fortgesetzte Intrigue oder eine zerrüttende Leidenschaft entsteht. Aber wird der etwas fein fühlende Mann nach solchen Handlungen nicht ebenfalls Reue empfinden, - wird er sich dadurch in seinem Gewissen nicht unter seiner Frau erniedrigt glauben, den edeln Stolz, der dem Hausvater vorzüglich so wichtig ist, verlieren? Und welches Beyspiel giebt er nicht seiner Frau, wenn sie seine Untreue erfährt, wenn sie solche nur ahnet, was das Geschlecht so leicht thut. Wird die Frau gehörig überrechnen, daß ihr Leichtsinn noch nachtheiliger, wie der seinige, wirken würde? Bundbrüchig ist allemal der ungetreue Ehemann so gut, wie die treulose Gattin.

Die Beschönigungen der ehlichen Untreue, die Leichtigkeit, mit welcher darüber in manchen Schriften gesprochen wird, sind äußerst verderblich. Der unpartheyische Beobachter der Welt wird sich zwar bald genug davon überzeugen, daß unter den Frauen, die da fielen, dem Charakter nach der größte Unterschied Statt hat, - daß die Umstände des Falls das eine Weib heftig anklagen, das andere äußerst entschuldigen können, - daß unter den Frauen, die da gefallen sind, es welche giebt, die an wahrer Güte und Liebenswürdigkeit des Charakters das große Heer derjenigen, die nie einen Fehltritt der Art thaten, weit übertreffen, - daß es selbst Fälle, wenn gleich seltene Fälle, giebt, wo die Frau, grade durch die Vorwürfe ihres Gewissens über den begangenen Fehltritt, veranlaßt wurde, mit der größten Anstrengung alle ihre übrigen Pflichten weit besser, wie vorher, zu erfüllen.

Aber ungeachtet des großen Unterschiedes, den die mannigfaltigen Charaktere und die verschiedenen Umstände über diesen Punkt darbieten, so bleibt es doch nicht allein dem Moralisten, der die ehliche Untreue leicht behandelt, sondern selbst auch dem Dichter unverzeihlich, der die gefallene Frau als einen Gegenstand dichterischer Bewunderung schildert. Auf diese ist das ganz anwendbar, was Rousseau sehr treffend gesagt hat: „daß es verzeihlicher sey, eine üble Handlung zu begehen, als schädliche Grundsätze aufzustellen.“ Könnten und wollten die Guten und noch Achtungswerthen unter den gefallenen Frauen selbst reden, alle würden uns zurufen: wir haben nicht recht gethan; und was gäben nicht die meisten früh oder spät, um ihren Fehltritt ungeschehen machen zu können? Wer öffentlich oder unter vier Augen über diesen Gegenstand redet, muß dreist die Worte

des Vorläufers des himmlischen Gesandten wiederholen, stets sagen: „es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest.“

Vorzüglich in neuerer Zeit erhoben sich Manche gegen die Unauflöslichkeit der Ehe, und, wenn sie von einer ganz unbedingten Unauflöslichkeit redeten, auch mit Recht. Allein daß der Begriff von der Unzertrennlichkeit der Ehe, bis daß der Tod sie scheide, im Allgemeinen weit mehreren Uebeln vorgebeugt, und die vorhandenen besser zu ertragen gelehrt hat, als die Leichtigkeit der Ehescheidungen, zeiget uns die neuere Geschichte Frankreichs in den zahllosen Ehescheidungen, die nicht blos Wirkung, sondern auch Ursache des schrecklichsten Sittenverderbnisses waren. Möchte doch in jedem Staate die Scheidung, außer im Falle des Ehebruchs, nur durch eine Dispensation der gesetzgebenden Macht ertheilt, nur von dieser, und das in höchst

seltenen Fällen, dem untreuen Ehegatten die Erlaubniß, seinen Mitschuldigen ehlichen zu dürfen, gegeben werden. Die Ehe ist keine Verabredung, deren Aufhebung der Staat, ohne den größten Nachtheil, dem Willen der schließenden Theile allein anheim stellen kann.

Alle weise Regenten und Regierungen haben den mannigfaltigen Uebeln der Sittenlosigkeit, die sich am stärksten in den Folgen der ehlichen Untreue zeigten, zu steuren gesucht. Allenthalben, wo die herrschende Denkungsart sich öffentlich schamlos leichtsinnig über die Begriffe von ehlicher Treue äußert und bezeiget, ist der Staat in seiner Grundlage, den Sitten, zerrüttet. Die unglückbringenden Lobredner der Lüste der Menschen, die in ihrer Sprache diese nur zur Befolgung der Gesetze oder der Triebe der Natur ermuntern, erniedrigen den Menschen, der

freylich eine sinnliche, aber auch zugleich eine sittliche Natur hat, die jene beherrschen soll, zum Thier.

Das Weib ist nicht zur Vertheidigung der bürgerlichen Gesellschaft gegen äußere Feinde gemacht. Es ist nicht geschickt für die Erhaltung und Vervollkommnung der Anstalten der bürgerlichen Gesellschaft, zur Veredlung und zum Wohlseyn des Menschengeschlechts, der Regel nach, zu sorgen, weil einer gemeinsamen Behandlung der öffentlichen Geschäfte durch beyde Geschlechter die Sinnlichkeit, vorzüglich von Seiten der Männer, entgegen steht, und die eigenthümlichen Anlagen der Weiber im Allgemeinen mehr auf Thätigkeit in einem kleinen Zirkel, auf Wirksamkeit, die aus persönlicher Anhänglichkeit hervorgeht, gerichtet sind. Die Sinnlichkeit des Weibes muß auf einen Gegenstand beschränkt seyn, da das Gegentheil,

ohne die größten Gefahren für seine moralische Vollkommenheit, nicht Statt finden kann, und die Erziehung der Kinder gewöhnlich durch die Untreue der Mutter sehr leidet. Diese nothwendige Beschränkung der Sinnlichkeit zeugt auch wieder auf das deutlichste von der Bestimmung des Weibes zum häuslichen Leben. Das zärtere Geschlecht darf dieser Bestimmung nicht entzogen werden, wenn die eigenthümlichen Vollkommenheiten, deren es fähig ist, gehörig entwickelt und zur Reife gebracht werden sollen. Ein flüchtiger Blick auf den Zustand des weiblichen Geschlechts in zwey Staaten des Alterthums, die uns wegen ihrer Cultur die ehrwürdigsten und bekanntesten sind, und bey unsern Vorfahren, den Völkern vom deutschen Stamme, wird uns zeigen, daß bey den Nationen, die wir am meisten bewundern, die Gattin und Gefährtin des Mannes, die Mutter

seiner Kinder, zum häuslichen Leben bestimmt war.

Sechstes Capitel.

Blicke auf den Zustand der Weiber in Athen, Rom, und unter den alten deutschen Völkern.

Ueber den häuslichen und gesellschaftlichen Zustand in ihrem Volke oder in ihrer Stadt haben erst in neueren Zeiten Schriftsteller absichtlich geschrieben, diesen Gegenstand nicht blos gelegentlich berührt, sondern ihm eine besondere Behandlung gewidmet. Aber selbst in den neueren Zeiten verdanken wir die Kenntniß des häuslichen und gesellschaftlichen Zustandes mancher Nationen, überhaupt oder in verschiedenen Epochen, fremden Reisenden häufiger, als Nationalschriftstellern, und dieses aus einem sehr leicht faßlichen Grunde,

weil Nationalschriftsteller selten geneigt seyn können, die in ihrem Volke allgemein bekannten Sachen zum Vorwurfe ihrer Beschreibungen zu wählen.

Der häusliche und gesellschaftliche Zustand in Athen und Rom, zu den Zeiten der größten Blüthe dieser Städte, ist uns weder durch gleichzeitige Schriften von Fremden noch Einheimischen, die absichtlich diesen Zustand erörtern wollten, und bis zu uns gekommen sind, geschildert worden. Unsere Kenntniß von diesem Zustande, und mithin von der Lage und Bildung des weiblichen Geschlechts in Athen und Rom, verdanken wir den Bruchstücken von Gesetzen und ihrer Erklärer, den Geschichtschreibern, den Dichtern, besonders den komischen Theaterdichtern, und einigen aufgestellten Idealen über Haushaltungskunst und Gesetzgebung, die sich erhalten haben.

Die wichtigste Verschiedenheit, die sich zwischen unsern Sitten und denen von Athen und Rom, in Beziehung auf das weibliche Geschlecht, zeigt, entstand aus den drückenden Vorrechten der väterlichen Gewalt in den letzt genannten Staaten. Die Töchter wurden versprochen, verheyrathet, ohne daß der Bräutigam, der Ehemann, um ihre eigene Einwilligung, um ihre Hand nachgesucht hatte. Eine gewisse Geringschätzung des andern Geschlechts mußte eine mitwirkende Ursache dieser Sitte seyn, die aber diese Geringschätzung wieder um ein Großes verstärkte. Diese Sitte dauerte in einem ganz andern gesellschaftlichen Zustande, bey ganz verschiedenen Völkern fort. In den südlichen Ländern unsers Welttheils und in Frankreich, vor der Revolution, war es in den höheren Ständen gewöhnlich, daß die in den Klöstern erzogenen Töchter von ihren Eltern ver-

sprochen wurden, an Bräutigämme, die sie zuweilen gar nicht gesehen hatten, und meistens sehr wenig kannten. So selten auch in Deutschland die wirklich genauen Bekanntschaften mit jungen Mädchen seyn werden, so äußerst wichtig bleiben doch im Allgemeinen, zum Glücke der Ehe, die persönlichen Bewerbungen und die freyen Einwilligungen der Mädchen, da wechselseitige Neigung das erste Erforderniß der Ehe seyn soll, und selbst bey einer unglücklich getroffenen Wahl doch der Gedanke tröstet, daß es eigene freye Wahl war. Kann gleich diese freye Wahl mit einer strengen klösterlichen Eingezogenheit des unverheyratheten Theils des andern Geschlechts nicht bestehen, so ist aber eben so wenig das tägliche Erscheinen der Mädchen in großen gemischten Gesellschaften dazu erforderlich. Mehrere Gelegenheiten zu einer genauen Bekanntschaft, zur Ehe, mögen diese gemischten

Gesellschaften in einigen Fällen darbieten; allein die Mädchen aus den Ständen, die nicht in die gemischten Gesellschaften gehen, heyrathen ja auch, und leben wenigstens in ihren Ehen nicht unglücklicher, wie Andere. Die persönliche Bewerbung um die Hand des Mädchens und dessen freye Einwilligung, das sind Vorzüge unsers Zustandes der geselligen Cultur, auf die wir mit Recht stolz seyn dürfen.

Sowohl unverheyrathet als verheyrathet waren in Athen die ehrbaren Personen des weiblichen Geschlechts von dem geselligen Umgange mit fremden Männern ausgeschlossen. Die Frauen der atheniensischen Bürger, der größten Personen des Staats, nahmen keinen Antheil an der Gesellschaft der Männer. Sie waren Hausfrauen, Hausmütter, der Regel nach sehr abhängig vom Mann, nur für häusliche Geschäfte und zu einer sehr einge-

schränkten, selbst, wie es scheint, von dem Ehemanne sparsam genossenen Gesellschaft bestimmt. Höchst unanständig und ganz gegen die Volkssitten wäre es gewesen, wenn eine athenienssische Bürgerin auch nur bey den Gastmählern ihres Mannes in seinem Hause hätte erscheinen wollen.

Die Athenienser, gleich den übrigen Bürgern in den alten Freystaaten, fühlten sich gewissermaßen zur Ehe verpflichtet. Sie heyratheten vorzüglich, um Bürger zu zeugen, ihren Stamm fortzupflanzen. Angenehme Unterhaltung, Aufheiterung des Geistes und Theilnahme an den Ideen, die sie vorzüglich beschäftigten, mochten die wenigsten von ihren Weibern erwarten, die sie in der ersten Blüthe der Jahre ehlichten, und die bey der eingezogenen Lebensart vor und nach der Ehe, bey der geringen Sorgfalt, die auf die Ausbildung ihres Geistes angewandt wurde, eine

große Beschränktheit der Begriffe haben mußten. Nur gute Hausfrauen, gute pflegende Mütter, sollten die athenienſischen Ehefrauen seyn. Die Verfertigung vieler weiblichen Arbeiten beschäftigte sie theils selbst, theils that es die Aufsicht über diese Arbeiten bey ihren Sklavinnen. Die Sorge für die Töchter und die körperliche Pflege der ersten Jahre der Söhne war ihre. Umgang hatten sie nur mit den Frauen anderer athenienſischen Bürger. Bis zu der Periode, wo die Sitten in allen Beziehungen äußerst verderbt wurden, sprach man im Publiko nicht von ihnen. Allein sie genossen als Bürgerinnen, als das geheiligte Eigenthum des Bürgers, einer großen stillen Achtung. Wer sie beleidigte, mochte vor den Ausbrüchen der Wuth des Volks zittern.

Die sehr geringe Sorgfalt, die auf die Ausbildung der nicht zu ihrer eingeschränkten Bestim-

Bestimmung nothwendig erforderlichen Eigenschaften des Geistes und Herzens der Regel nach angewandt gewesen scheint, mußte den guten und den bösen eigenthümlichen Anlagen, dem eigenen Naturel eines jeden Weibes, einen freyeren und größeren Spielraum verstatten. Durch Bildung wurden die bösen Anlagen nicht gezähmt. Diesen stand nichts als Volkssitte und häusliche Sitte, so lange diese unverändert blieben, kräftig entgegen. Die Verbildungen und Verdrehungen, die in manchen weiblichen Charakteren durch das Leben in der größeren Gesellschaft und die darauf berechnete Erziehung bey uns entstehen, konnten nicht Statt finden. Eine gewisse Hochherzigkeit, die in den Staaten, wo Sklaverey eingeführt ist, den edlern Theil der Freyen beseelt, scheint auch nicht ohne allen Einfluß auf die athenienfischen Bürgerinnen geblieben zu seyn; aber unbändige,

gefühllose Charaktere unter den Weibern mußten grade durch das Daseyn der Sklaverey und den täglichen Umgang mit Sklaven noch verdorbener werden. An feinerer moralischer Bildung durch Religion darf bey den Völkern des Alterthums nicht gedacht werden. Zur Zähmung heftiger Leidenschaften und böser Neigungen konnte, außer den Volkssitten, nur das Ansehen des Ehemannes, das etwas von morgenländischer Art an sich hatte, beytragen.

Der Zirkel der Ideen der athenienſischen Ehefrauen war im Allgemeinen gewiß sehr beschränkt. Der bessere Theil der Weiber konnte wol geraden Sinn, schlichte Vernunft, feine weibliche Empfindung besitzen; aber mit geistreichen Gesprächen über mannigfaltige Gegenstände ihre Männer zu unterhalten, dazu waren sie nicht geschickt. Zur Unterhaltung und zum Vergnügen boten die Sitten ein

anderes Mittel an die Hand. Die Courtisannen dienten zur Ergötzung; den Courtisannen war das Talent zu gefallen und der Reiz der Koketterie überlassen.

In neueren Zeiten ist höchst wahrscheinlich ein viel zu günstiges Gemälde von den Eigenschaften und der Bildung der alten Hetären aufgestellt worden *). Die größte Anzahl der Courtisannen möchte wol, in Vergleichung mit den gebildeten Frauen aus unserer itzigen großen Welt, an Bildung sehr zurück stehen, und ihre gepriesene Künste und Talente mögen wol nichts weiter als die gewöhnlichen Künste der Buhlerinnen gewesen seyn. Allein die freye Lebensart und der aus dieser entspringende Umgang mit so vielen Männern, die ganz verschieden an Den-

*) Herr von Ramdohr hat im 3ten Bande seiner Venus Urania die gewöhnliche Meinung aus sehr guten Gründen widerlegt.

kungsart, Lage und Alter waren, mußte den Courtisannen, die einige natürliche Anlagen besaßen, doch eine Bildung ertheilen, die die einförmige abgesonderte Lebensweise den athenienſischen Frauen nicht geben konnte. Unter den berühmten Buhlerinnen waren allem Anscheine nach doch einige wirklich außerordentliche Personen an Geistesfähigkeiten und Talenten; wenigstens können wir dieses von der Aspasia mit Gewißheit behaupten, und die Namen einer Diotima, Nemea und Phryne wären schwerlich bis zu uns gekommen, wenn sie sich von dem gewöhnlichen Haufen der Courtisannen nur durch einen höhern Grad von Schönheit ausgezeichnet hätten. Die Kunst zu gefallen, der Beruf und Erwerb dieses Standes, scheint von einigen sehr weit getrieben worden zu seyn.

Oft mochten freylich die Besuche der Athenienser bey den Courtisannen so weit ge-

hen, als Besuche bey Courtisannen gehen können, und dieses war nach ihren Ideen nichts Unerlaubtes. Allein auch nicht ganz selten mochte man sich mit dem bloßen Umgange begnügen, da selbst Sokrates gestand, daß er die Kunst zu lieben von der Diotima erlernt habe. Eine gute Folge hatte diese Einrichtung: durch die sie mehr reizenden Courtisannen wurden die jungen Wollüstlinge abgehalten, die Weiber und Töchter der Bürger zu verführen. Diese blieben ein unberührtes Heiligthum, bis zu den Zeiten, wo das allgemeine Sittenverderbniß keines Heiligthums mehr schonte.

In Rom waren zwar bereits zu den Zeiten der Republik die Weiber nicht so sehr von der männlichen Gesellschaft getrennt, wie in Athen. Sie aßen stets mit ihren Männern und wurden auch nicht von den

Gastmählern, zu welchen Diese Fremde in ihren Häusern zuzogen, ausgeschlossen; allein eigentliche aus Personen beiderley Geschlechts gemischte Gesellschaften fanden nicht Statt. Die römische Ehefrau stand in der größten Abhängigkeit von ihrem Ehemanne. Sie sollte Mutter und Pflegerin seiner Kinder, künftiger römischer Bürger, und Vorsteherin seines Hauswesens seyn. Für die Ausbildung des Geistes und Herzens der Römerinnen ward gar nicht, oder nur auf das dürftigste, gesorgt. Die liebenswürdigen und sanften Anlagen des Charakters waren in Rom nicht einheimisch. Der Geist und die Verfassung des Volks widerstrebte diesen. Auch das weibliche Geschlecht in Rom scheint den Starrsinn des Nationalcharakters getheilt zu haben, und selbst die bis an häusliche Sklaverey gränzende gesetzmäßige Abhängigkeit vom Ehemanne konnte eine gewisse Wi-

derspenstigkeit in dem Charakter der Weiber nicht ausrotten *).

Weil alles zu Rom einen kriegerischen Geist athmete, so war ein Theil der Entschlossenheit, die dieser hervorbringt, des männlichen Muths, durch die Männer auf die Weiber übergegangen. Sie machten eine

*) Aus einzelnen Zeugnissen läßt sich freylich wenig schließen, aber anmerklich bleibt es doch, daß Metellus Numidicus in einer öffentlich gehaltenen Rede gesagt haben soll, daß, wenn die Natur uns erlaubt hätte, unser Geschlecht ohne Hülfe der Weiber fortzupflanzen, wir dadurch eines sehr beschwerlichen Gefährten los geworden wären, und daß er allein die Ehe als ein Opfer, was das Vergnügen des Einzelnen der öffentlichen Pflicht darbrächte, empfehlen könnte. Wenn der Redner sehr viele glückliche Ehemänner unter seinen Zuhörern vermuthet hätte, so würde er sich wahrscheinlich anders ausgedrückt haben.

kleine Republik für sich aus, die in den wichtigsten Gefahren des Vaterlandes, und in den Angelegenheiten, die das weibliche Geschlecht im Ganzen betrafen, sich thätig bewies.

Aller athenienſischen Verfeinerungen beraubt, bis der Reichthum Aſiens die alten Sitten änderte, kannten die Römer keine gefährliche Courtiſannen.

Wenn auch zuweilen Sklavinnen das Bette des Mannes theilten, so herrschte doch im Ganzen feste ehliche Treue und Anhänglichkeit. Von dieſer Seite waren die Sitten der Damen unſträflich, wie man es in dieſer Periode erwarten konnte. Die Damen genoſſen der öffentlichen Achtung in einem hohen Grade, vielleicht darum in dem hohen Grade, weil ſie nicht in der großen Geſellſchaft lebten, und man ihnen nicht die Cour machte. Auch ſelbſt ſpäterhin hielt ein großer Schriftſteller die Verbannung und Flucht der

edeln Frauen für einen der größten Beweise der Zerrüttung und des Unglücks des Staats. Mehrerer römischer Matronen gedenkt die Geschichte, in den verschiedensten Zeitaltern der Republik, mit der größten Ehrfurcht. Wer kennt nicht die Mutter Coriolans, wer nicht Cornelia, die Mutter der Gracchen? Aus mehreren von der Geschichte uns aufbehaltenen einzelnen Begebenheiten leuchtet eine große Achtung der Söhne gegen die Mütter hervor, die noch auf etwas mehr als die bloße natürliche Empfindung der kindlichen Liebe schließen, die vermuthen läßt, daß die Söhne von der Bildung ihres Charakters manches den Müttern verdankten. Von den Gracchen wissen wir dieses gewiß, wissen, daß diese Söhne nur allein den Stolz der Mutter ausmachten.

Durch die ungeheueren Eroberungen und die schrecklichen Erpressungen und Beraubun-

gen der unterjochten Länder, die in den römischen Familien unermeßliche Reichthümer und Schätze anhäuften, änderte sich in Rom auch die Lage der Weiber mit schnellen Schritten. In einem kriegerischen und raubsüchtigen Volke, das schwelgen gelernt hatte, und dessen angesehenste Männer sich einer zügellosen Schwelgerey immer mehr ergaben, fieng nun das weibliche Geschlecht in den höheren Ständen an, viel mit Männern, die nicht zu der Familie gehörten, zu leben: ein weibliches Geschlecht, das sich nicht durch Ausbildung der feinern Weiblichkeit, sondern durch eine gewisse Stärke und Heftigkeit auszeichnete. In der verdorbenen Welt mußten besonders solche Weiber bald den verdorbensten Theil der Gesellschaft ausmachen. Weil in Rom alles ins Große gieng, so ist es, aller angewandten Bemühungen in unsern größten neueren Städten ungeachtet, dem

weiblichen Geschlechte noch nicht möglich gewesen, den Grad der Verdorbenheit der römischen Damen, zur Zeit der Triumvirate und der Kayser, zu erreichen. Intriguen von allen Arten, Ehebruch, Giftmischerey, die größte Zügellosigkeit, hatten die angesehensten und tugendhaftesten Familien angesteckt, und selbst Cato's Schwester war Cato's Schande. Die frechste Sittenlosigkeit, die die neuere Geschichte kennt, — diejenige, welche unter der Regierung der Sanscülotten in Frankreich herrschte — empört das feinere Gefühl nicht so sehr, weil es doch nur größtentheils der viehische Pöbel war, der sich den wildesten Ausbrüchen überließ, als die vielen einzelnen Schandthaten, die uns von den gebohrenen Herrschern der Welt im Tacitus und Sueton aufgezeichnet sind. Wir kennen nur eine Agrippine, nur eine Kayserin, deren getriebene Greuel mit

ihrem Sohne, dem regierenden Kayser, durch äußerliche unverwerfliche Zeugnisse sichtbar wurden.

In den Zeiten, wo uns Athen und Rom am ehrwürdigsten erscheinen, waren die Frauen und Töchter der vornehmsten Bürger zu einem sehr eingeschränkten häuslichen Leben bestimmt. Eine Zurückführung des weiblichen Geschlechts zu diesem so sehr eingeschränkten häuslichen Leben ist bey uns weder möglich noch wünschenswerth. So sehr auch der Zustand des weiblichen Geschlechts bey den Athenienſern und den Römern mit der Staatsverfassung in einer gewissen Verbindung war, und so sehr man auch, obwol, wie es scheint, ohne hinlänglichen Grund, geneigt ist, die größere Eingezogenheit der Weiber für eine Folge republikanischer Einrichtungen zu halten, so haben wir uns doch vergeblich in den neu entstandenen

Republiken nach einer größern Eingezogenheit des andern Geschlechts umgesehen. Der Zustand der Weiber hängt von den Sitten und Gewohnheiten ab, die mächtiger, wie alle Staatsformen, wirken, und die, wo nicht allein die Dauer der Staatsformen bestimmen, doch wenigstens den größten Einfluß auf dieselben haben. Bey unsrer Cultur, unsern Begriffen, unsern gewohnten Vergnügungen, wäre die Rückführung unsrer Weiber zu der Eingezogenheit der Frauen in den genannten Staaten des Alterthums weder möglich noch wünschenswerth für uns Männer, und noch weit weniger für die Weiber, die in den höheren Ständen an moralischer Bildung, an Bildung des Geistes, gewiß den großen Haufen der Frauen aus diesen Ständen in Athen und Rom weit übertreffen. Aber daß die weisesten Staaten des Alterthums die Bestimmung der Weiber darin

fanden, daß sie gute Mütter, gute Hausfrauen seyn sollten, dürfte uns zu einem neuen Bewegungsgrunde dienen, diese Bestimmung zu dem ersten unerlässigen Zwecke des andern Geschlechts anzunehmen.

Unter den Barbaren, die dem in sich so tief gesunkenen und daher seiner Auflösung so nahe gebrachten römischen Reiche ein Ende machten, war wahrscheinlich der Zustand der Weiber nicht völlig gleich. Wir wissen aber, daß bey den Völkern vom eigentlichen deutschen Stamme die Weiber äußerst geachtet, und ihre Sitten unsträflich waren. Die der morgenländischen Eingeschlossenheit nahe verwandte Eingezogenheit der Athenienserinnen fand bey den deutschen Völkern nicht Statt, so wenig wie die sklavische Abhängigkeit der Ehefrau vom Manne, die in den griechischen und römischen Gesetzen gegründet war. Da die Deutschen keine Städte hatten, die sinn-

liche Liebe, durch Clima und Lebensart, erst in dem spätern Jünglingsalter empfanden, ihr überhaupt, wie fast alle wilde von der Jagd und einem sehr beschränkten Ackerbau unter einem nördlichen Himmel lebende Völker, nicht sehr heftig ergeben waren, so konnten sich die Nationalsitten erhalten, um so eher, weil nach der ganzen Lebensweise dieser Völker ein häufiger gemischter Umgang der beyden Geschlechter nicht Statt hatte.

Wie aus den deutschen Völkern erobernde und durch Eroberungen reiche Völker wurden, da traten bey den Sitten dieser Völker die schrecklichen Folgen ein, die allenthalben, theils bey einer plötzlichen Veränderung des Zustandes, theils da, wo Luxus ohne Aufklärung, ohne moralische Bildung, herrscht, entstehen. Wie sehr die Weiber diese Verdorbenheit der Sitten theilten, können wir am auffallendsten in der Geschichte der Könige vom merovingi-

schen Stamme in Frankreich sehen. Aber sowohl wie die Deutschen in Wäldern lebten, bey der höchsten Einfalt und Reinigkeit der Sitten, als hernachmals bey der unbändigen Zügellosigkeit, der sie sich überließen, scheint die Bestimmung des Weibes, bey Völkern, die selbst herrschende Königinnen und sehr geachtete Wahrsagerinnen hatten, die Besorgung des Hauswesens, die Erziehung der Kinder, gewesen zu seyn.

Um die Veränderungen, die hernach in der Lage des andern Geschlechts vorfielen, besser übersehen zu können, werden wir erst von der Entstehung der hohen leidenschaftlichen Liebe zu handeln haben. Dann müssen wir des großen Einflusses gedenken, den das Leben in der gemischten Gesellschaft, der ununterbrochene Umgang mit dem männlichen Geschlechte, auf die Lage und die Bildung der Weiber hervorbrachte, ferner der Einwir-

kung

kung erwähnen, die einzelne Schriftsteller und einzelne Gattungen von Schriften in den neueren Zeiten auf die Empfindungen und die Denkungsart des weiblichen Geschlechts hatten; und endlich werden wir eine Skizze des gesellschaftlichen Zustandes und des geselligen Tons in den höheren Ständen der itzigen Zeit in unserm deutschen Vaterlande liefern.

Siebentes Capitel.

Leidenschaft der Liebe, Einwirkung der gemischten Gesellschaft, der Schriftsteller, und des herrschenden Tons auf die Weiber.

Sinnlichkeit ist die Grundlage der Liebe. Der ganz rohe Wilde sucht Befriedigung eines thierischen Bedürfnisses. Der Mensch von ausgezeichneten Anlagen und Cultur des Herzens und von einer Sinnlichkeit, die

der höchsten Veredelung fähig ist, findet sein größtes Gut in dem ausschließenden Besitze eines andern Herzens, - sein höchstes Glück darin, das Glück des geliebten Gegenstandes zu befördern, wechselseitige Vervollkommnung, die möglichst genaue Vereinigung zweyer Wesen, gleichsam ihr Zusammenschmelzen in ein Wesen, zu erreichen. Wenn diese Leidenschaft auch nicht von sinnlichen Reizen und Neigungen zuerst ausgeht oder dadurch entsteht, wie es, mit seltenen Ausnahmen, fast immer der Fall seyn wird, so werden doch sinnliche Gefühle, dunkel oder deutlicher, stets mitsprechen, und diese Leidenschaft sich dadurch von den weit kälteren, der Freundschaft und der Elternliebe, die gleichfalls sonst die größten Aufopferungen hervorbringen, unterscheiden. Der letzte sinnliche Genuß, den zwar diese Leidenschaft, der Natur der Sinnlichkeit nach, und weil er nicht allein die höchste

körperliche Vereinigung zweyer Wesen ausmacht, sondern auch in moralischen Beziehungen das Band auf das engste schürzt, meistens zu erreichen strebt, ist dennoch nicht unbedingt das Ziel in allen Fällen, welches sie mit bestimmter fester Absicht zu erlangen sucht. Das Sträfliche und Schändliche, das oft in den Folgen des letzten Genusses liegt, kann grade die hohe Leidenschaft abhalten, sich dem Wunsche nach diesem Genusse zu überlassen, sie bewegen, selbst den Zustand der unbefriedigten Unruhe vorzuziehen, sich mit Wenigerem zu begnügen; aber die gefährliche Klippe ist bey dieser Leidenschaft allemal vorhanden, an welcher bey weitem die größere Zahl, nach Gelegenheit und Umständen, scheitern wird.

Zwischen den beyden Extremen, dem thierischen Bedürfnisse des rohen Wilden, und der höchsten moralischen Veredelung der Sinn-

lichkeit, die ihr Glück in dem Glücke und der Vervollkommnung eines andern Wesens leidenschaftlich sucht, liegt ein weites Feld, in welchem sich in den mannigfaltigsten Abstufungen, nach der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere, dem jedesmaligen Zustande der Cultur und der Lage des weiblichen Geschlechts in der bürgerlichen Gesellschaft, eine durch Einbildungskraft, Empfindung und Moralität minder oder mehr verfeinerte oder veredelte Sinnlichkeit unter den beyden Geschlechtern gegen einander auf das thätigste zeigt, und eine Neigung zu einem bestimmten Gegenstand hervorbringt, die mit Recht oder Unrecht Liebe genannt wird.

Nur der ganz rohe Wilde und der ihm ähnliche ganz rohe Mensch in cultivirten Staaten, der in der Sinnlichkeit nur allein die Befriedigung eines thierischen Bedürfnisses sucht, dem alle Maschinen, die er hiezu

braucht, völlig gleich sind, der nur das Vergnügen, das er in der Entledigung dieses Bedürfnisses empfindet, und im mindesten nicht das Vergnügen, das er bey dem andern Gegenstand erweckt, in Anschlag bringt, darf nicht seiner Brunst den Namen Liebe geben. Die Beyspiele sind gewiß, vorzüglich in unsern Tagen, wo die Triebe zur Sinnlichkeit aus physischen und moralischen Gründen in den höheren Ständen nicht allein früher, wie sonst, erwachen, sondern auch die Reizbarkeit gegen alle Eindrücke überhaupt sich zu vermehren, und die Kraft, ihr zu widerstehen, sich zu vermindern scheint, häufig genug, und jedem Beobachter vorgekommen, daß Menschen von gutem, ja von einem sehr edeln ausgebildeten Charakter den thierischen Trieben, der Wuth der Sinnlichkeit, seltener oder öfter, in einzelnen Augenblicken unterliegen, und das ohne alle Bey-

mischung moralischer Empfindungen. In diesen Augenblicken sind diese Menschen dem ganz rohen Wilden gleich; und kommen sie oft, diese Augenblicke, wie denn so leicht das Nachgeben in dem einen Falle mehrere Nachgebungen nach sich zieht, so sind sie gewöhnlich von nachtheiligen Folgen für den Charakter, da theils der Natur der Sache nach, theils nach unsern bürgerlichen Einrichtungen, die Befriedigung des höchsten sinnlichen Triebes nicht wie die Befriedigung des Hungers und des Durstes betrachtet werden darf, außer vielleicht von ganz außerordentlichen Menschen, in einer ganz ungewöhnlichen Lage, die sich vereinigt ungleich seltener finden, als man es meistens denkt.

Sobald ein Volk, oder nur einzelne Menschen in einem Volke, sich über den Zustand der rohen Wildheit erhoben, müßte eine auf Sinnlichkeit gegründete Neigung

zwischen zwey Personen von verschiedenen Geschlechtern entstehen, eine Neigung, die, so lange sie dauerte, den ausschließenden Besitz und den letzten sinnlichen Genuß beabsichtigte, sich aber nicht allein hierauf beschränkte, sondern, durch Empfindung oder Einbildungskraft veredelt, auch einen feinern Genuß gewähren mußte, der mit den wohlwollenden Neigungen des Herzens in genauer Verbindung stand, wenn ihm gleich die Sinnlichkeit stets zur Grundlage diente. In den ältesten orientalischen Schriften finden wir deutliche Beweise von dem verfeinerten Genusse, den eine entflammte Einbildungskraft darbietet.

Die Lage und die Bildung des andern Geschlechts in den Morgenländern, Griechenland, und Rom, einem kriegerischen Staate, in welchem vorzüglich die sanften Gefühle wenig Veredelung und Ausbildung erhielten, war, was die erste betrifft, mehr oder minder

zu sehr mit dem Zustande der häuslichen Sklaverey verwandt, und die zweyte, die Bildung, mochte wol selten mit der Bildung der Männer einen passenden Schritt halten, als daß unter diesen Völkern, wegen dieser Ursachen, zwischen Personen beyderley Geschlechts der höchste Grad der Liebe, der sein Glück in dem Glücke, in der Vervollkommnung des geliebten Gegenstandes leidenschaftlich sucht, entstehen konnte. Entscheidend dürfen wir freylich nicht darüber reden, da wir nicht die Geschichte der Empfindungen der Einzelnen kennen; aber häufig kann die leidenschaftliche Liebe in dem angegebenen Sinne nicht gewesen seyn, weil wir in den auf uns gekommenen Schriften dieser Völker keine Spur davon antreffen.

Die Griechen, besonders die Athenienser, kannten die hohe Leidenschaft, die die Liebe erwecken kann; allein der Gegenstand, der

solche bey ihnen hervorbrachte, war von dem unsrigen verschieden.

Männer liebten Jünglinge oder Männer. Die größten Leidenschaften wurden nicht durch Frauenliebe erweckt, sondern durch Freundschaft, freylich wol auf dunkle oder lebhaftere sinnliche Empfindungen gegründet, durch sinnlichen Reiz, durch Schönheit angefacht oder ernährt, die ihr ganz die Wärme der heftigsten leidenschaftlichen Liebe mittheilten.

In den griechischen Freystaaten, bey den ähnlichen Verhältnissen, in welchen sich der Liebende und Geliebte als Bürger befanden, waren große Leidenschaften von Ruhmbegierde, von Vaterlandsliebe, von Haß der Uebermacht und der Unterdrückung, die Zwecke, wohin diese leidenschaftliche Liebe führte; Zwecke, die bey einer Leidenschaft zu einem Weibe, besonders unter den Griechen, wegen der Lage und der Bildung der Frey-

gebohrenen des andern Geschlechts, nicht Statt finden konnten, eine Liebe, welche überhaupt so leicht, wenn die Zeit des ersten Enthusiasmus, der höchsten Spannung der Seele vorüber ist, den männlichen Charakter herabstimmt, ihn empfänglich und theilhaftig der kleinen weiblichen Schwächen macht. Noch mehr: wie schwer wird es nicht selbst der sehr geistreichen, nach unsern Begriffen sehr gebildeten Frau, sich von der möglichen Vervollkommnung eines Mannes, den sie liebt, nach seinen Fähigkeiten, seinem Charakter und seiner Lage, einen richtigen Begriff zu machen? Wie äußerst selten kann also die höchste Liebe zwischen Personen beyderley Geschlechts auf eine wechselseitige wahre Vervollkommnung gerichtet seyn? Sein Glück in dem Glücke des geliebten Gegenstandes zu finden, seine eigene Wünsche aufzuopfern, das vermag das edle liebende Weib. Selbst manchen Fehler

des Charakters kann eine solche Frau bey ihrem Ehemanne verbessern; aber mehr zu fordern, scheint zu viel gefordert zu seyn. Frauenliebe hat auch oft den Liebenden zu den edelsten Gesinnungen und Thaten angefeuert, wie jede andere nicht ganz selbstsüchtige Leidenschaft der Seele eine hohe Kraft ertheilt; aber nur höchst selten konnte der wechselseitige Vereinigungspunkt der Liebe große Gegenstände beziehen.

Zu welchen Anstrengungen der Seele führten nicht diese Leidenschaften von Männern zu Männern? Wie viel größer war hier nicht das Feld der gemeinschaftlichen Theilnahme? Der Geliebte konnte des Liebenden Gefühl fürs Vaterland ganz mitempfinden. Seine Liebe zu den Wissenschaften, zu den Künsten, seine Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten konnte auch ihn beseelen, und im Gefecht fürs Vaterland stritt

er neben ihm, siegte oder fiel ihm zur Seite. Wie viele Punkte, wo sie sich ganz fassen, ganz verstehen konnten, wo Weiber nie anders, als ungleich schwächer, fühlen mußten! Wo konnte wechselseitige Achtung größer seyn? Die zur Liebe so wesentlichen Nuancen der Empfindungen, von Zartheit und Stärke, die anderswo das Geschlecht zeugt, gab hier gewöhnlich der Unterschied der Jahre. Der Ernst und die Rauhheit des reiferen Alters ward durch die Sanftheit und Lebhaftigkeit des Jünglings aufgeheitert und gemildert.

Dieses schöne Gemälde ist kein Werk der Einbildungskraft, wenn wir nicht die unläugbarsten Beweise der Geschichte verwerfen wollen. Freylich mochte diese edle leidenschaftliche Liebe, wie alles edle Vortrefliche es zu allen Zeiten mehr und minder war und seyn wird, selten seyn. Aber wer darf es glauben, daß mit dieser Liebe, die zu den edelsten

schönsten Handlungen trieb, bey bekannten ehrwürdigen Charakteren ein sträflicher schändlicher Umgang verbunden war? Wer kennt nicht die leidenschaftlichen Freundschaften aus dem heroischen Zeitalter der Griechen? Wer weiß nicht, daß Sokrates die größte Leidenschaft für den Alcibiades empfand? Wie urtheilte nicht Philipp von Macedonien über die Gesellschaft der Liebenden und Geliebten bey den Thebanern, seinen ärgsten Feinden? er, den der Vorwurf nicht treffen kann, daß eine schöne Seele nur Gutes denkt; er, der am leichtesten den Gräuel von Andern glauben mußte, den er selbst begieng. Als er sie alle nach der Schlacht bey Chäronea, die der Freyheit Griechenlands ein Ende machte, alle mit Wunden in der Brust, in ihrem Blute, erschlagen auf der Wahlstatt fand: mußte nicht Philipp selbst in diese Worte ausbrechen: „Wahrlich, nur eine

schändliche Seele kann glauben, daß unter Diesen schändliche Sitten herrschten!“ Die Reizbarkeit der Griechen, ihre Empfindlichkeit für schöne Formen, die häufigen Gelegenheiten, diese unbekleidet zu erblicken, läßt freylich sehr vermuthen, daß auch bey dieser heroischen Liebe die äußerliche Bildung, der Reiz der Sinne, nicht ohne große Einwirkung blieb, daß durch diese vielleicht der Anfang der Zuneigung entstand, daß durch den schönen Körper die schöne Seele zuerst wirkte. Wenn auch Sokrates lebhaft fühlte, daß Alcibiades schön war: was ist darum Sträfliches an einer Liebe, die zu nichts als großen und edeln Handlungen reizte?

Werden uns die ersten Männer der Griechen durch unwillkührliche Empfindungen, die sie gehabt haben können, die aber ohne alle schädliche Folgen blieben, - werden

sie uns um dieser unwillkührlichen sinnlichen Empfindungen willen weniger achtungswerth scheinen *)?

Daß, bey einem sinnlichen Volke zumal, die leidenschaftlichen Freundschaften bald und oft ausarteten, daß die sinnlichen Empfindungen, die darin verwebt waren, das Ueber-

*) Ein neueres Beyspiel erklärt uns die Empfindungen der Edeln unter den Griechen in ihrer Männerliebe deutlich; und dieses liegt in Winkelmans gedruckten Briefen an den Hrn. v. Berg. Die Sprache in den Briefen ist nicht Sprache der Freundschaft: es ist die Sprache der Liebe. Der ganze Inhalt zeugt von Winkelmans Reizbarkeit für schöne Formen für schöne männliche Bildung. Nach langem Studium der schönsten Formen des Alterthums hielt er bekanntlich die männliche Gestalt für schöner, vollkommener, als die weibliche. Auch mochte die lebhaftere Theilnahme an seinen Empfindungen ihn mit größerm En-

gewicht bey der größeren Anzahl erhalten, und in eben dem Maaße das Moralische in ihren Zwecken abnehmen mußte, darf uns nicht wundern, da die Sinnlichkeit immer den großen Haufen beherrschen wird, wenn sich die erste Spannung des Enthusiasmus legt.

thusiasmus an sein Geschlecht fesseln. Wenn er gleich wenige Männer fand, die sich zu dem Grade der göttlichen Begeisterung ganz hinauf zu schwingen vermochten, worein ihn sein Apollo versetzte, so traf er unter ihnen doch mehrere, die ihm einigermaßen nachempfanden, da hingegen das weibliche Auge sich selten an die Schönheit der Statüen gewöhnt, selten die höchste Erhabenheit fühlt. Aber dem sey wie ihm wolle: wird einer aus diesen Winkelman'schen Briefen irgend einen entehrenden Verdacht gegen den Verfasser schöpfen, wenn gleich Sinnlichkeit zu seiner enthusiastischen Liebe mitwirkte?

legt. Diese Verbindungen, die bey Einzelnen ehrwürdig waren, wurden abscheulich.

Von der höchsten Veredelung der Liebe unter Personen der beyden Geschlechter finden wir bey den Alten keine Spuren. Wenn gleich bey den gebildeten Höfen der Könige in der alten Welt, und in Rom bey dem Verfalle der Republik und unter den Kayfern, das weibliche Geschlecht an Einfluß sehr gewann, wenn die Weiber gleich mehr in Gesellschaft lebten, wir daher in den Geschichtschreibern mehr von Liebesintriguen hören, und in den Dichtern der Zeit mehr liebevolle Zärtlichkeit herrscht, so scheint doch das Bild der höchsten Veredelung der Liebe seine Entstehung dem Rittergeiste und dem Schwunge der Einbildungskraft einzelner Dichter zu verdanken. Ob die Wirklichkeit diesem Bilde gleich kam, bleibt eine andere Frage, die wir nicht genau zu beantworten vermögen,

weil wir keine Schriften besitzen, die uns mehrere Beobachtungen über die hochtrabende Liebe und den Einfluß dieser auf den ganzen Charakter und die ganze Handlungsweise der Liebenden mittheilen. Daß die Fähigkeit der Darstellung der schönsten edelsten Empfindungen nicht zugleich für die edelste fortgesetzte Handlungsweise bürgt, davon kann uns die genaue Bekanntschaft mit dem Leben und den Handlungen vieler großen dichterischen Genie's überzeugen. Rousseau allein mag hier zum Beweise auftreten.

Eben so sehr wäre es aber wider die Geschichte des menschlichen Herzens: anzunehmen, daß die Darstellung solcher Empfindungen bey demjenigen, der sie darzustellen vermochte, und dem empfänglichen Hörer oder Leser dieser Darstellungen, ohne Einfluß, und selbst ohne großen Einfluß, auf einzelne Handlungen geblieben seyn sollten, zumal wenn

die Sitten das Eingreifen dieser Empfindungen in das handelnde Leben einigermaßen begünstigten, als Ursache und Wirkung mit in das Spiel kamen.

Das dichterische Bild der höchsten Veredelung der Liebe mag also in der Wirklichkeit höchst selten rein und fortdaurend lange in den Handlungen der Charaktere existirt haben. Bey Vielen mag es ein Spiel des Kopfes geblieben seyn. Die Meisten mögen sich aus Mode dazu hinaufgeschraubt haben, ohne einen daurenden Einfluß auf ihre Lebensweise diesem Bilde einräumen zu wollen oder zu können. Die Anzahl der Don Quixotten, die eine Dulcinee suchten, war gewiß nicht gering; aber wenige mochten wol ganz so ehrlich, wie der Ritter aus Mancha, in ihrem Streben verliebt zu seyn, in ihrer Liebe, mit sich selbst zu Werke gehen. Von den Aeußerungen, die der Rittergeist hervorbrachte,

müssen wir die ihnen oft höchst unähnliche Handlungsweise der Ritter sehr wohl trennen.

Bey den Völkern von dem ächten deutschen Stamme stand das weibliche Geschlecht als Geschlecht nicht allein in größerer Achtung als bey den Morgenländern, Griechen und Römern, sondern die durch Sitten und Gesetze bestimmte oder begünstigte Gattung von häuslicher oder ehlicher Sklaverey, die mehr oder minder bey den genannten Völkern das Loos der Weiber war, traf das andere Geschlecht bey den deutschen Völkerschaften nicht, wovon die größere Achtung des Geschlechts Ursache oder Folge seyn mochte.

In den Zeiten der rauhen Wildheit, die unter den Nachkommen der deutschen Völker bis tief herunter in das Mittelalter herrschte, war die Entstehung des Rittergeistes, der sich aus dem Charakter, der Lage, der Re-

ligion *) und dem Zustande des weiblichen Geschlechts allmälig entwickelte, von den heilsamsten Folgen für die Menschheit. Eingeführt durch Gesetze ward dieser Rittergeist wol nicht, wie sich eigentlich überhaupt kein Geist durch Gesetze einführen läßt; aber wie die freye Denkungsart der Menschen ihn erzeugt hatte, da mochten Gesetze und sonstige Spielwerke viel zu seiner Aufrechthaltung, Erweiterung und Ausdehnung beytragen. Das

*) Die christliche Religion hat nicht allein den Rittergeist sehr befördert und dadurch mittelbar die Achtung des weiblichen Geschlechts gehoben, sondern in der Religion selbst lag sehr vieles, was unmittelbar ungemein stark zu Gunsten der Weiber wirkte. Die Würde des Weibes mußte unendlich in den Augen des christlichen consequenten Denkers gewinnen, der das Weib, gleich wie den Mann, als ein vernünftiges und erlöstes Geschöpf betrachtete. Von der ersten Ausbreitung

durch, daß der Rittergeist gebot, sich der Bedrängten und Wehrlosen anzunehmen, mußten die Kriege weniger grausam und blutig werden. Bey Einnahmen von Städten metzelte man nach und nach nicht mehr alles nieder. Man begnügte sich, das zu tödten, was Waffen trug oder tragen konnte. Was die Weiber schützte, war ihr hülfloser Zustand. Hier auch zeigten sich recht die Hauptbestimmung und die Fähigkeiten des schwä-

der christlichen Religion an, bis zu ihrer Einführung bey den barbarischen Völkerschaften, verdankte sie so vieles dem Einflusse des andern Geschlechts. In den heiligen Geschichten kamen viele Weiber vor, deren Bedeutung noch durch die allmäligen Zusätze der Religion der Zeit ausserordentlich erhöhet wurde. Die Anbetung der Mutter Gottes und so vieler Märtererinnen ward von der größten Wichtigkeit für das ganze Geschlecht.

chern Geschlechts, daß es der beschützte, nicht der beschützende Theil in der menschlichen Schöpfung seyn sollte.

Die Unverletzlichkeit der Hülflosen ward dadurch ungemein erhöhet, wie es nach und nach Sitte zu werden anfieng, die Liebe als eine hohe Leidenschaft zu betrachten, wie die Gattung der Liebe aufkam, die zwar Plato in dieser Beziehung nicht kannte, die man aber hernach platonische Liebe genannt hat.

Provenzalische und italiänische Dichter und Rittergeschichten, platonisch-metaphysische und religieuse Ideen entkörperten die Liebe, und erhöheten das andere Geschlecht, von dem die kleinsten Gunstbezeigungen als hinreichende Belohnungen für alle unternommene Gefahren besungen wurden. Die Lage der Weiber hatte sich verändert. Bey den wilden Völkern, die in das römische Reich ein-

brachen, folgten die Weiber dem Heere, lebten daher beständig in Gesellschaft der Männer. Bey den entarteten Völkern, die sie unterjochten, war dieses auch die herrschende Sitte. Die immerwährenden Kriege, die unerhörten Zerstörungen, die beständigen Unruhen hemmten zwar diesen Umgang der Geschlechter, vorzüglich durch den Untergang der Städte, und dadurch, daß sich die Begüterten Burgen errichteten, wo die Weiber nur die selten erscheinenden Gastfreunde ihrer Männer sahen. Allein ganz war dieser Umgang doch nicht aufgehoben. An den Höfen der Großen, wohin bey Hoflagern, Turnieren und feyerlichen Gelegenheiten die ganze Nachbarschaft zog, dauerte er fort. Hier ward dem Tapfern der Dank und Preis durch die Hände der Schönen. Die Bestimmung des Weibes war in diesen Zeiten die Häuslichkeit, die Besorgung von einem Theile der

Wirthschaft, die Aufsicht über den Vorrath, die Pflege und die Erziehung der jüngern Kinder, die Verfertigung künstlicher weiblicher Arbeiten, die zur Bekleidung und sonstigem Gebrauche dienten. Die eigentliche Gesellschaft raubte sehr wenig Zeit, weil man sich, in Vergleichung mit unsern Sitten, immer nur sehr selten sah; allein grade durch diese sehr seltenen Gelegenheiten, sich zu sehen, ward der Rittergeist immer mehr begünstigt, dadurch am stärksten die Ideen von den weiblichen Vollkommenheiten erhöhet. Die Entfernung, in der man nur die Weiber betrachten konnte, ließ der Einbildungskraft einen freyen Spielraum, der nicht durch einen zu häufigen ungezwungenen täglichen Umgang, nicht durch die eigenen Bemerkungen vieler kleinen Schwächen, nicht durch Ueberdruß aus Uebersättigung oft gestört werden konnte. Selbst der verheyrathete Ritter lebte nicht zu

viel mit seiner Frau. Die Fehden und Waffenübungen, der Umgang mit Männern, beschäftigten ihn. Aus diesem allen läßt es sich erklären, wie das Mitleiden mit dem Hülflosen, das der auf Religion gepfropfte Rittergeist hervorbrachte, endlich bis zur gothischen Devotion gegen die Geliebte, die sogenannte Dame der Gedanken, gegen das ganze weibliche Geschlecht, steigen konnte.

Mit allen Unvollkommenheiten, die auch diesem Bilde ankleben, ist doch dieses die schöne Seite des Rittergeistes zu seiner Zeit. Aber der kennt nicht das menschliche Herz, nicht die Geschichte, der in den Ritterzeiten nur hohe Leidenschaften, unsträfliche reine Sitten zu finden denkt. Eine gewisse Milderung der Sitten hat der Rittergeist hervorgebracht. Das weibliche Geschlecht hat er in den Augen der Männer erhoben. Hoch-

herzige Gefühle hat er bey denen, die diesen Geist wirklich besaßen, erweitert und befestigt, und diese Gefühle durch das Beyspiel von ächten Rittern auf Thronen, oder von sonstigem großen Einfluß, zur wohlanständigen Sitte gestempelt und Nacheiferungen verbreitet, und das zu einer Zeit, in einem Volke weit mehr wie in dem andern, weil der rechte Mann, auf den rechten Platz gestellt, unter begünstigenden Umständen so vieles wirken kann. Allein im Ganzen, mit Ausnahme von kurzen Perioden, war der große Haufen der Ritter ein zügelloses ausschweifendes Volk, selbst in der Beziehung, die uns hier eigentlich interessirt. Von der Dame ihrer Gedanken mochten viele nach hergebrachten Formeln schwatzen, von denen die meisten doch dem ersten dem besten verliebten Abentheuer nachgiengen, oder sich mit feilen Dirnen begnügten.

Unter denen auf ihren Burgen lebenden Frauen mag es manche biedere Seele, manche brave Hausfrau gegeben haben, die, wie Elisabeth im Götz von Berlichingen, Rüben kochte, einfach und grade, aber doch förmlich, von weniger Unterhaltungsgabe, da es am Umgange und an Cultur, wenigstens in den nördlichen Ländern, mit geringen Ausnahmen, dem Geschlechte fehlte, das in den südlichern Ländern mehr dichterische Bildung empfangen, und Sinn dafür gehabt zu haben scheint. Die eingezogene Lebensart mußte stärkere daurendere Leidenschaften bey solchen, deren Herz fähig dazu war, zeugen. Die Leidenschaft der Liebe mußte bey dem Geschlechte um so mehr Wurzel fassen, da es sich wenigstens äußerlich verehrt, ja beynahe vergöttert sah. In der Lage der Weiber lag vieles, das sie anreizen konnte, eine romantische Liebe zu theilen, sich zu diesen Empfin-

dungen hinaufzuschwingen. Ueber die weibliche ehliche Treue hatten wenigstens die Ehemänner strenge Begriffe; und Mangel an Gelegenheiten bey denjenigen Weibern, welche nicht in Städten oder oft an verdorbenen Höfen lebten, mag sehr dazu mitgewirkt haben, die weibliche Tugend zu bewahren. Die Begriffe von weiblicher Erhabenheit, die sich nach und nach verbreiteten, trugen auch wieder ein Großes dazu bey, die übertriebene männliche Rauhheit zu legen, Verfeinerung der Sitten zu bewirken. Die Form des Tons der äußerlichen ehrfurchtsvollen Anbetung der Weiber erhielt sich auch noch Anfangs, nachdem die Edeln ihre Sitze verließen, auf immer anfingen, sich an die Höfe zu begeben, was zuerst in Frankreich, in Beziehung auf die Damen, durch die Königin Anna von Bretagne bewerkstelligt ward.

Von der Regierung Franz des Ersten an, gewann dieser Ton allmälig eine andere Gestalt, die unter Ludwig dem Vierzehnten ihre vollendete Ausbildung erhielt. Der Rittergeist, in seiner völligen Ausbreitung, war wesentlich auf die seltene Communication unter den beyden Geschlechtern gegründet. Er dauerte zwar noch einige Zeit fort, nachdem die Damen täglich in Gesellschaft erschienen, modificirte sich aber doch nach und nach zum Ton der Galanterie, zum Ton des Säculums Ludwigs des Vierzehnten. Der Ton des Rittergeistes gründete sich auf übertriebene Achtung des Geschlechts. Diese war verschwunden; allein man behielt das Aeußerliche bey. Man opferte dem Götzen, nach wie vor, ohne im mindesten mehr an seine wahre Göttlichkeit zu glauben, weil es ein gar zu hübscher Götze war. Die Sinnlichkeit der Männer

erhielt die Gewalt der Weiber, eine Gewalt, die durch den täglichen Umgang zwar nicht auf innere hohe Achtung gebauet war, aber durch das Uebergewicht, was die Weiber in der Gesellschaft durch die Leichtigkeit, ihre Gaben im Umgange zu zeigen, durch die Annehmlichkeiten, die sie dem geselligen Leben mittheilten, dadurch, daß sie in alle Verhältnisse verflochten wurden, sich noch weiter ausbreitete, in alles eingriff. Anständigkeit herrschte bey allen Ausschweifungen, weil es einmal das ceremonieuse Jahrhundert war, und Ludwig der Vierzehnte Anständigkeit über alles liebte. Die Vorzüge, die zuerst in den dunkeln Zeiten dem andern Geschlechte aus Mitleiden über seine Hülflosigkeit, zugestanden worden, waren nun in der Maaße vermehrt, daß die Ordnung der Schöpfung völlig umgekehrt, der vom Höchsten zum Herrn des Weibes bestimmte Mann Sklav

des Weibes ward. Die große Zahl von geistreichen, reizenden Weibern, die wol kein Hof je in der Maaße, wie der Hof Ludwigs des Vierzehnten aufzuweisen hatte, mußte die Gewalt des Geschlechts sehr befestigen helfen. Diese Gewalt entstand nicht aus einer Verschwörung des zärtern Geschlechts gegen das männliche. Es war kein verabredeter Plan der Unterjochung. Durch die Gewohnheit, ihre Prätensionen befriedigt zu sehen, setzten sich diese bey den Weibern vollkommen fest. Sie dachten nicht, daß es anders seyn könne, anders gewesen wäre. Und wer unter den Männern, die auf Welt Anspruch machten, vermochte, sich gegen das, was die französische Politesse so haben wollte, aufzulehnen? Wer wollte gegen den herrschenden Ton streiten?

Es waren aber nicht allein die größten äußerlichen Ehrenbezeigungen, und die Gewalt,

die

die die Weiber in der Gesellschaft ausübten, die sie, wie den japanesischen Pabst, glauben machten: sie seyen Herren der Welt. Sie waren es in allen Beziehungen wirklich. Mit wenigen Ausnahmen herrschten Maitressen in allen Ländern. Dem Beyspiele Ludwigs des Vierzehnten zufolge, waren die Fürsten, vom Könige in Frankreich bis zum Herzog von Wirtemberg und tiefer herunter, Sklaven ihrer Geliebten. Eine Grävenitz war die deutsche Montespan. Nach dem Könige bildeten sich seine Diener. Die meisten Minister und Commis hatten Maitressen, die mehr und minder Einfluß auf die Geschäfte erhielten. Die Ehre dieser Schande wirkte nicht nur dahin, die einzelnen Maitressen, so lange die Gunst, die sie genossen, währte, zu den bedeutungsvollsten Personen zu machen, sondern das ganze Geschlecht erhielt eine Wichtigkeit in politischer Rücksicht,

die sonst nur einzelnen Königinnen, Prinzessinnen und wenigen Favoritinnen zu Theil geworden war. Eltern, Verwandte und Freunde rechneten auf die Schönheit einer Tochter, Cousine oder Freundin, wie auf das wichtigste Capital, das ihnen die reichsten Zinsen abwerfen, und einen bedeutenden politischen Einfluß verschaffen sollte: eine Denkungsart, die sich in Frankreich in ihrer größten Ausdehnung bis zum Tode Ludwigs des Funfzehnten erhielt.

Spuren von der hohen Leidenschaft der Liebe, die ihr hauptsächlichstes Bestreben in die Vervollkommnung des geliebten Gegenstandes setzt, finden wir in dieser Periode, und noch tiefer herunter, bis auf Rousseau, wenig oder nicht in den Beschreibungen der Dichter, und noch weniger in der wirklichen Welt. Es wäre nicht galant gewesen, anzunehmen, daß der geliebte weibliche

Gegenstand noch einer Vervollkommnung fähig war. Der Liebhaber opferte auf das häufigste alles, was er opfern konnte — Vermögen und die Herrschaft über sich selbst —, seiner Geliebten auf, die ihn durch sinnlichen Genuß, angenehme Unterhaltung und, wenn es hoch kam, durch Treue in dem Verhältnisse hinlänglich belohnt glaubte. Die Eifersucht der Ehemänner gehörte, wie sich das Leben des andern Geschlechts in der gemischten Gesellschaft recht ausbreitete, immer mehr zu den sehr seltenen Erscheinungen, so wie die Bewahrung der ehlichen Treue, da Gelegenheiten, Beyspiel und Ton den Sitten so äußerst verderblich wurden.

Die Andächteley, mit welcher in den letzten Lebensjahren Ludwigs des Vierzehnten der Hof angesteckt war, konnte und wollte die Sitten nicht bessern, und unter der Regentenschaft des Herzogs von Orleans, dieses

talentvollen, charakterlosen, höchst wollüstigen und allen Zwang verabscheuenden Prinzen, ward durch sein Beyspiel, die Frechheit seiner Günstlinge und die ungeheuren schnellen Umwälzungen, die in dem Vermögen so vieler Menschen entstanden, alle äußere Anständigkeit weggeworfen, die nur durch das Beyspiel, was anfangs der höchst sinnliche, aber scheue Ludwig der Funfzehnte gab, und einigermaßen durch die Einwirkung des Cardinals Fleury um etwas wieder hergestellt wurde, bis der Hof, von den Zeiten der Pompadour an, ein immer wachsendes Gemälde von Ueppigkeit, die zuletzt aller Verfeinerung beraubt war, darstellte.

In dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten begünstigten die Damen außerordentlich die schöne Litteratur und theologische Werke, die damals die vorzüglichsten Beschäftigungen der denkenden Köpfe ausmachten. Die vielen

geistreichen Frauen, an denen Frankreich von den Zeiten der Fronde an so reich war, mußten natürlich einen lebhaften Geschmack an den erst gedachten Arbeiten des Geistes finden: ein Geschmack, der vollends recht zunahm, wie es Mode ward, ihn zu haben. Darin sahen jedoch die nachfolgenden Zeiten dieser gleich, daß fast allenthalben die ältern den Damen die Litteratur vorzüglich in Schutz nahmen, und sich mit ihr beschäftigten. Wie ungefähr in der Mitte der Regierung Ludwigs des Funfzehnten die Denkungsart des sogenannten philosophischen Jahrhunderts gäng und gebe ward, so waren es wieder die Damen, die dieser Denkungsart zuerst Eingang verschafften. Durch Voltaire entstand dieses philosophische Jahrhundert. Er gab den Ton an, und gründete ihn. Ohne Voltairens Connexionen und Schriften hätten die Encyclopedisten, Alembert, Diderot und die

übrigen, nie den Eingang gehabt, den sie fanden.

War es, weil der alte Ton der Galanterie den Weibern selbst langweilig wurde, man deswegen etwas Neues haben mußte, oder merkten die Damen, daß sie, indem sie die Männer zu oft sahen, von ihrem Einflusse allmälig zu verlieren anfingen, und wollten sie daher den Verstand der Männer mehr interessiren, um wichtiger in ihren Augen zu erscheinen, und sie besser an sich zu fesseln, da das Herz, oder was so wohl für das Herz gilt, nicht mehr hiezu allein hinreichte? War es aus Mode, weil die Marquise von Pompadour die neue Litteratur, deren Oberpriester ihr schmeichelte, liebte? Genug, der philosophische Geist belebte zuerst eine Parthey der Damen der feinen Welt.

Anfangs wirkte die neue Art, gefallen zu wollen; allein bald sahen doch die Einsichtsvollen des Geschlechts, daß die vorige Weise, durch sinnliche Reize und eine leichte Unterhaltungsgabe zu herrschen, die ungleich sicherere wäre. Man bediente sich daher des philosophischen Anstrichs nur, um nöthigenfalls die sicherern Waffen des Geschlechts zu verstecken und zu bemänteln. Das Feld der weiblichen Theilnahme war aber doch durch die zur Mode gewordene Beschäftigung mit der philosophischen Litteratur, die bald Gegenstände der Politik und Gesetzgebung mit sich vereinigte, auf das größte erweitert.

Zwey Schriftsteller, die in entgegenstehender Richtung zu arbeiten schienen, hatten den ausgebreitetsten stärksten Einfluß auf die Denkungsart der Menschen in der großen Welt des weiblichen Geschlechts — Helvetius und Rousseau.

Unter den Weltleuten, die denken konnten, denken wollten, oder wenigstens lasen, hatte die durch die unnachahmlichen seinen Bemerkungen und den bezaubernden Witz in Gang gekommene Philosophie des Helvetius eine Verdorbenheit des Verstandes, der Grundsätze hervorgebracht, die, von dem männlichen Theile dem weiblichen mitgetheilt, vollends das wenige Gute in den Herzen der Weiber der großen Welt tödtete, was darin noch übrig geblieben seyn mochte *).

*) Wir wissen durch Diderot, daß, wie der Esprit des Helvetius erschien, das Geschrey gegen das Buch anfangs auch von Seiten der verdorbensten Menschen ganz allgemein war. Dessenungeachtet fand das Buch bald einen großen Eingang und erhielt einen Einfluß, den die Maximen la Rochefoucauld's nicht gehabt hatten. Grade das Seichte und Elende im Helvetius, das System oder Systemartige desselben, wirkte

Das System des Handelns bildete sich zwar nicht nach dem Helvetius; aber dieser paßte so vollkommen zu dem, was man seit so langer Zeit selbst that, oder thun sah, daß das Unsystematische nunmehr System ward. Die Art und Weise, wie die Weiber in der großen Welt lebten, hatte den Meisten zwar längst die Tugend nur dem Namen nach kennen gelehrt. Aber es stand doch in

sehr mit dazu. Es ist eine zwar befremdende, aber sehr wahre Thatsache, daß für denkende Weltleute, oder die auf den Namen Anspruch machen, der Anstrich von Gründlichkeit, eine systemartige Form, wenn sie auch noch so schlecht ist, einen gewissen Zauber hat, in so fern sie nicht ganz zu dem Haufen gehören, der durch alles, was eine gewisse Anstrengung im Fassen zu erfordern scheint, vom Lesen abgeschreckt wird. Die Ungewohnheit oder Unbekanntschaft mit diesen Formen scheint den Respekt dieser

den Büchern, daß so ein Ding irgendwo da sey. Itzt ward es ihnen auf die eindringendste Art gesagt, daß alles von jeher nur aus Eigennutz, zur Befriedigung sinnlicher Triebe geschehen wäre, daß die größten der Menschen doch nur aus Eigennutz handelten. Der Unterschied, den noch hierin Helvetius fühlte, war dem großen Haufen zu fein, der gar zu leicht verwirrt wird, und

Klasse für selbige erklären zu können. An einzelne Beobachtungen, wenn sie noch so wahr sind, glauben diese Menschen nicht so leicht, legen nicht das Gewicht auf selbige, sobald ihnen ein zusammenhängendes Gerüste, wenn gleich ein noch so elendes, fehlt. Die groben materialistischen Grundsätze, die auch durch andere Schriften bey einem Theile der feinen Welt herrschend zu werden anfingen, trugen sehr das Ihrige dazu bey, die Einwirkung des Buchs des Helvetius zu verstärken.

alles durch einander mengt, sobald man der Tugend auch nur von ihrem übertriebenen Glanze etwas nimt, und nun vollends die Weiber!

Hier trat die gewöhnliche Folge in ihrer größten Stärke ein: durch schlechte Grundsätze ward man noch schlechter. Die unzusammenhängenden Augenblicke, wo man aus Weichheit des Herzens sonst noch wol natürlichen Empfindungen folgte, mußten bey denen, die an solchen Grundsätzen hingen, viel seltener eintreten. Die große Zahl höchst schlüpfriger Romane, eines Crebillon und Anderer, eine Geburt des achtzehnten Jahrhunderts, vermehrten die Entzündungen der Sinnlichkeit, reizten zum Nachgeben gegen die Begierden, verstärkten und wurden verstärkt durch eine Philosophie, die den sinnlichen Genuß als das höchste Gut der Menschheit darstellte. Die Religion, angegriffen

durch witzige Spöttereyen und philosophische Räsonnements, in Büchern und geselligen Zirkeln, konnte der jungen angehenden feinen Welt keine hinreichende Stütze gegen die Gewalt der Leidenschaften, die Verirrungen des Verstandes, und den Ton der Mode gewähren.

In den eigenthümlichen Anlagen des weiblichen Geschlechts lag sehr Vieles, was den von Helvetius vorgetragenen Grundsätzen auf das lebhafteste widersprechen mußte. Wie konnte sich die natürliche Anhänglichkeit der Weiber, ihre zarte und tiefe Empfindung, damit vertragen, den Eigennutz als die einzige Triebfeder aller Handlungen, und den groben sinnlichen Genuß als die höchste Glückseligkeit vorgestellt zu sehen? Die Gesellschaft, der herrschende Ton der vornehmen Welt, die so viele Anlagen unterdrücken, einschläfern können, verschafften einer Philosophie

einen Einfluß, gegen den die unbefangene Natur der Weiber sich sehr sträuben mußte. Viel leichter ward es Rousseau, durch seine neue Heloise auf das stärkste auf die Weiber zu wirken. Er zog die natürlichen Anlagen des Geschlechts, seine Anhänglichkeit, seine Empfindung, seinen Muth im Dulden auf seine Seite. Die Sinnlichkeit, die er darstellte, war die durch Einbildungskraft und Empfindung verfeinerte Sinnlichkeit, grade diejenige, die dem feiner fühlenden Theile nur reizend seyn konnte, und deren Bild doch selbst dem ganz verdorbenen grobgesinnten Theile wenigstens in Augenblicken gefallen wird. Rousseau interessirte das Herz durch den poetischen Schwung, den er ihm mittheilte, und das brennende Feuer seines Pinsels, wie es keiner vor ihm gethan hatte; und wenn gleich der letzte Theil seines Romans, der die edelsten Gedanken und Em-

pfindungen auf das schönste ausgedrückt enthält, am wenigsten gelesen werden mochte, so waren doch schon in den ersteren Theilen so viele treffende Betrachtungen über die wichtigsten Verhältnisse des menschlichen Lebens eingerückt, die das Werk nicht allein in dichterischer, sondern auch in philosophischer Hinsicht von der grösten Wichtigkeit machten. Rousseau hatte zugleich zu der Empfindung und zu dem Verstande geredet, und seine Einwirkung durch diese Verbindung so ausserordentlich verstärkt.

Rousseau und Helvetius wirkten ungefähr zur nämlichen Zeit, der erste vorzüglich bey dem jüngern Theile des Geschlechts, der andere bey dem älteren Theile. So sehr es bey dem ersten Anblick den Anschein hat, als wenn durch die Erhöhung des Empfindungsvermögens und der Einbildungskraft die gröberen sinnlichen Reize und die Triebe der

Selbstsucht vermindert werden müßten, so werden uns doch nähere Beobachtungen davon überzeugen, daß dieses nur unter gewissen Beziehungen und bey seltenen Charakteren völlig wahr ist. Diejenigen Menschen, die nur stets stark angespannt, gereizt seyn wollen, denen ein gewisses Ebenmaaß der Leidenschaften, das der wahrhaft Tugendhafte zu erhalten sich bestreben wird, äußerst zuwider ist, weil ihnen der Zustand, in welchen sie dadurch versetzt werden, langweilig, fade erscheint, springen so leicht von einem entgegengesetzten Gefühle zum andern. Die heftigste Leidenschaft ist an sich selten die dauerhafteste, und verzehrt sich gewöhnlich selbst. Der unmäßige Genuß der schönsten Blüthe dichterischer Empfindungen und Darstellungen läßt, so gut wie jeder andere unmäßige Genuß, eine Abgestumpftheit der Empfindungen, eine Leere zurück, die auf dem nämlichen Wege

nicht mehr zu füllen steht. In den Zeiten der ersten Empfänglichkeit für solche Empfindungen und Darstellungen strebt das Herz und die Eitelkeit, sie in wirklichen Verhältnissen realisirt zu sehen. Das, was an sich selten, oder nie fortdaurend in dem Grade, anders als in der Einbildungskraft sein Daseyn hatte, soll nun in dem wirklichen Leben eben so rein und unvermischt erscheinen. Romane werden gespielt, und wenn auch gleich mit der Beendigung der ersteren die Täuschung nicht aufhört, so kömmt doch eine Zeit, wo selbst das nach Liebschaften begierigste weibliche Herz es lernen muß, wäre es auch nur durch, daß keiner mit ihm den Roman spielen will, diesem Genusse zu entsagen. Woher soll nun der Ersatz kommen? Gewohnt, in hochtrabenden Gefühlen zu schwindeln, stets gespannt, stark bewegt zu seyn, hat das ruhige Leben, das mühsame Geschäft, sich selbst von

allen

allen Seiten zu beherrschen, seine Pflichten ohne Geräusch zu erfüllen, und so viel Gutes im Stillen zu thun, als möglich ist, keine Würze, da das Moralische, was in der Liebe als Leidenschaft liegt, nicht das ist, was den großen Haufen anzieht, sondern die Verbesserung des eigenen Charakters, die durch die innige Theilnahme an dem Glücke eines andern Wesens bewirkt werden kann, nicht das Ungestüme, Wilde, Heftige der Leidenschaft, der sinnliche Genuß oder die stete Begierde, die ewigen Aufwallungen, die den Zustand begleiten. Was bleibt übrig, wenn diese Stimmung aufhört, als entweder sich durch jeden sinnlichen Genuß, der einen starken Kitzel verursacht, oder durch die Befriedigung grober selbstsüchtiger Triebe schadlos zu halten zu suchen? Der Uebergang von der hohen Sentimentalität zu dem Systeme des sinnlichen Genusses ist also in der großen Welt gar keine seltene

Erscheinung. Dieser Uebergang wird auch nicht einmal durch die verschiedenen Perioden des Lebens erst veranlaßt. Häufig genug wechseln in dem nämlichen Charakter die Uebergänge von enthusiastischer Leidenschaft zum sinnlichen Genusse, von diesem zur groben Selbstsucht, und so wieder zurück, in kurzen Zeiträumen, in kurzen Perioden, in dem Leben in der großen Welt ab, wo jeder Augenblick zu dem Genusse der einen oder der andern Art reizt, und kein Augenblick ungenossen hingehen soll.

Auf eine unmäßige Leidenschaft als ein sicheres Gegengift gegen eine andere, wenn gleich dem Anschein nach noch so entgegengesetzte, zu rechnen, bleibt ein sehr fehlsamer Schluß. Ungeachtet des ganz außerordentlichen Beyfalls und des großen Eingangs, den die neue Heloise bey dem weiblichen Geschlechte fand, hören wir doch nicht, daß sie

eine Verbesserung der Gesinnungen in den Herzen vieler Leserinnen hervorgebracht hätte, die manche so erhaben gedachte als erhaben ausgedrückte Stellen in dem Buche, mehr wie irgend andre Bücher, hervorzubringen im Stande gewesen wären. Wir wissen es wol, daß eine Prinzessin einen Opernball über die Lesung dieses Werks vergaß, daß es die Begierde nach heftiger leidenschaftlicher Liebe vermehrt, daß das Unmoralische, Leidenschaftliche in demselben stark gewirkt hat. Das Gute in dem Buche ist zwar nicht verloren gegangen; aber es setzte zu seiner Auffassung eine Empfänglichkeit und Stimmung der Seele voraus, die stets nur das Loos der kleineren Zahl, und nie des großen Haufens war, auf den nur die poetische Schilderung sinnlicher Triebe und stürmischer Affekte stark wirkte.

In Deutschland mag es itzt Vielen unbegreiflich scheinen, wie zwey Schriftsteller, wie Helvetius und Rousseau, auf die Handelsweise, Neigungen und Empfindungen der Menschen so stark gewirkt haben sollen, da bey uns seit geraumen Jahren nichts sich ausgebreitet und stark gewirkt hat, als die Schriften, die abstrakte philosophische oder politische Speculationen betrafen. Die Beobachter der Zeit und der großen Welt werden aber die Wahrheit der obigen Bemerkungen bekräftigen können, und wir ältern Deutschen dürfen uns nur daran erinnern, welchen Eingang und Einfluß bey ihrer Erscheinung Wielands und Göthens erste Meisterwerke fanden, um uns von der Einwirkung vortreflicher hinreißender Darstellungen einen Begriff zu verschaffen.

Die feine Welt Deutschlands hat seit Ludwigs des Vierzehnten Regierung den Pa-

riser Ton nachgeahmt oder nachahmen wollen. In unsern größten Städten sind deswegen ähnliche Folgen, wie bey unsern Nachbaren, eingetreten, aber modificirt durch Nationalcharakter und viele andere Umstände. Von den größern Städten aus hat sich der Ton den mittlern, und weiter, in den Hauptsachen mitgetheilt. Von der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts an ist das andere Geschlecht immer häufiger und häufiger in gemischten Gesellschaften erschienen, und hat in diesen Gesellschaften, hat im häuslichen Leben geherrscht. Der alte gute Ton der Franzosen, der darin bestand, mit Jedermann, weß Standes und Alters er sey, ohne Verlegenheit, ohne Furcht sich etwas zu vergeben, reden zu können, seine Gedanken angenehm und mit Leichtigkeit vorzutragen, hat zwar nicht allenthalben, bey der deutschen Steifheit und der auch in die Gesellschaft gebrachten Rang-

sucht und dem Unterschied der Stände, Wurzel fassen wollen; aber im Ganzen bildete sich der gesellige Ton in Deutschland nach dem französischen, und selbst die Veränderungen, die französische Schriftsteller in dem Tone und den Neigungen der höheren Stände in ihrem Vaterlande bewirkten, wurden mehr und minder bey diesen Ständen in unserm Vaterlande allmälig eingeführt. Die französische Sprache war die herrschende an deutschen Höfen und in der deutschen feinen Welt. Mit der Sprache erhielt die französische Litteratur den lebhaftesten Eingang. Die deutsche schöne Litteratur konnte noch vor dreyßig Jahren der französischen keinen Eintrag bey den Großen thun, da die Zahl deutscher Schriften, die ein Mann von einiger Bildung und einigem Geschmacke lesen mochte, so äußerst gering war. Durch den Ton, den Friedrich seinem Zeitalter mittheilte, ward

zwar das Vorbild, das das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten in allen politischen Beziehungen gegeben hatte, völlig verdrängt: das Maitressenregiment kam ganz aus der Mode und mußte aufhören, weil der bey der Liebe zum großen stehenden Militair nothwendige Finanzgeist Maitressenlaune und Absichten nicht gut vertragen konnte; aber in der Gesellschaft der vornehmen Welt herrschte darum nicht minder der aus Frankreich entlehnte Ton, mit vielen aus Frankreich herstammenden Begriffen. Die große Welt in Deutschland hatte sich einmal nach französischen Mustern gebildet, und die Bemühungen einiger deutscher Fürsten, hierin eine Veränderung zu bewirken, würden noch weniger ausgerichtet haben, da eine Umänderung der Sitten und Lebensart, selbst nicht durch einzelne hohe Beyspiele, zu erzwingen steht, wenn sie nicht durch die ungefähr zu der

nämlichen Zeit erschienenen Arbeiten großer Schriftsteller unterstützt worden wären, die einen sehr beträchtlichen Einfluß erhielten, neue Ideen in Umlauf brachten, dem menschlichen Geiste einen andern Schwung und eine andere Belebung ertheilten.

Die erste Veränderung, die in der deutschen Litteratur erfolgte, war durch englische Schriftsteller geschehen. Auf das weibliche Herz hatten von diesen vorzüglich Richardson und Sterne mit ihren Nachahmern gewirkt. Einen besondern starken Eindruck brachte Richardsons Grandison bey denjenigen Weibern hervor, die nicht stets in dem Taumel der großen Welt lebten. Dieser Roman war das Vorbild vieler deutschen und französischen Romane geworden, und das Ideal eines Grandison ward von den jugendlichen, zu romanhaften Empfindungen etwas gestimmten weiblichen Gemüthern in die wirkliche

Welt, die sie sahen, übertragen. Sterne beschäftigte und füllte nicht so, wie Richardson, das weibliche Herz; aber er und seine Nachahmer in Deutschland und Frankreich gaben dem weiblichen Charakter und dessen Neigungen eine Richtung, die ihn zu klagenden, rührenden, wimmernden Empfindungen hinzog. Die Mode der Empfindsamkeit, oder, besser gesagt, die der Empfindeley, steckte die mittleren Stände an, und verbreitete sich von diesen etwas in die höheren. Diese Mode verbannte Leichtigkeit und Freude aus den Zirkeln, in welchen sie herrschte, erzeugte eine Nerven angreifende Ziererey, die dazu beytrug, lebhafte Männer, die nach dem alten leichten französischen Welttone gebildet waren, aus den Zirkeln, wo diese Empfindeley ihr Wesen trieb, zu verscheuchen.

Der Einfluß, den bey der Entstehung der deutschen schönen Litteratur die französi-

schen Schriftsteller gehabt hatten, war bey einer näheren Bekanntschaft mit den englischen Schriftstellern diesen zu Theil geworden. Bey einem Volke, wo der Sinn für schöne Litteratur erst erwachte, als dieser schon bey andern Nationen ausgebildet war, das überhaupt gern nachahmt, seiner politischen Verfassung nach wenig Nationalgeist haben kann, sondern nur Provinzialgeist besitzt, war es natürlich, daß die Litteratur nach fremden Mustern sich richtete, bis einzelne große Schriftsteller entstanden, deren Genie der vaterländischen schönen Litteratur einen eigenthümlichen Charakter gab, wenn gleich selbst in der Bildung dieser schöpferischen Geister die Spuren des Einflusses ausländischer, vorzüglich der englischen und französischen Meister mehr und minder unverkennbar sind.

Unter diesen Schriftstellern wirkten besonders diejenigen, welche entweder stürmische,

heftige Charaktere oder Schwächlinge schil-
derten, die jedem Eindrucke einer Leidenschaft
nicht zu widerstehen vermochten, sondern die-
sem, ohne Rücksicht auf das Wohl oder Weh
des augenblicklichen Gegenstandes der Leiden-
schaft, folgten, - die beyden Gattungen von
Charakteren den höchsten dichterischen Reiz
zu ertheilen wußten, der solchen Charakteren
das größte Interesse gab, und der den Blick
von der unmoralischen Tendenz dieser Charak-
tere und der Immoralität ihrer Handlungen
ganz abzog, den Leser aber durch die meister-
hafte Darstellung hinriß, bey ihm nicht Ab-
scheu, sondern Theilnahme, wol gar Bewun-
derung, für den sträflichen Gegenstand erregte.
Mit der bloßen Darstellung begnügte man
sich nicht. Es kam bald eine Philosophie
hinzu, die die unwiderstehliche Kraft der na-
türlichen Anlagen, des Schicksals, des Ver-
hängnisses predigte, die die Befolgungen der

Pflichten gegen Andere auf armselige Alltagsmenschen einschränkte, den starken ungewöhnlichen Geist, das Genie, aller moralischen Fesseln entledigte, ihn in Beziehung auf die handelnde Welt der selbstgewählten eccentrischsten Laufbahn überließ.

Ohne den Geist ihrer Vorgänger zu besitzen, betraten die matten Nachahmer diese vorgezeichnete Bahn. In vielen deutschen Theaterstücken und Romanen ward das Interesse auf sträfliche Handlungen oder sträfliche Neigungen gezogen. Nicht Abneigung, sondern Theilnahme für diese, ward erweckt. Dieser charakteristische Zug eines großen Theils unsrer neuen schönen Litteratur ward bey uns nicht so bemerkt, wie er unsern Nachbaren, besonders den Engländern, auffiel, die ihn lebhaft rügten. Gewirkt hat er aber, dieser Zug, und stark gewirkt auf lebhafte, jugendliche Charaktere. Er hat

nicht allein den natürlichen Hang, nur den Neigungen zu folgen, verstärkt, sondern diesem Hange dadurch einen blendendern Anstrich und mehr Reiz gegeben, daß er die Menschen glauben machte, daß in unmoralischen Handlungen, übertüncht mit einem Schwalle dichterischer Floskeln, oder eingekleidet in dem Gewande der Philosophie, das Außerordentliche, was von dem Gewöhnlichen unterscheide, bestehe. Die Eitelkeit ward sehr ins Spiel gezogen. Sie verdrehte manche Köpfe, und der Kopf verdarb das Herz. Die nachtheilige Wirkung dieser Gattung unsrer schönen Litteratur hat sich zwar mehr bey jungen Männern, als bey Personen des andern Geschlechts, gezeigt, da die Weiber, glücklicherweise für sie, noch mehr von Verhältnissen abhängen, und die Zahl der feurigen Köpfe, die lebhaft eine eigene Denkart und Handelsweise ergreifen, bey dem Geschlechte geringer

wie bey dem unsrigen ist; aber auch Weibern hat diese philosophische Poesie den Kopf und das Herz verschoben, stärker und auffallender bey einzelnen Weibern als bey einzelnen Männern gewirkt, der allgemeinen Bemerkung gemäß, daß, sobald das andere Geschlecht die schmale Mittelbahn des Schicklichen verläßt, die Verirrungen bey ihm größer und die Rückkehr schwerer als bey unserm Geschlechte wird.

Die schöne Litteratur, die zu einer steten Spannung und starken leidenschaftlichen Genüssen anreizte, ward dadurch um so verderblicher für die Jugend, weil eine große Revolution in der Erziehung voraus gegangen war. Es ist hinlänglich bekannt, daß Rousseau dazu den Grund in Frankreich gelegt hatte, und daß, wie in Deutschland diese Saite erst einmal berührt war, eine große Zahl auf eine Veränderung in der Erziehung

hinarbeitete, eine Veränderung, bey der im Wesentlichen viele von Rousseau's Ideen zum Grunde gelegt wurden. Bey der älteren Erziehung war nicht selten sehr wenig Bedacht darauf genommen, der Jugend angenehme Augenblicke und Freude zu verschaffen. Dieses war an sich kein Uebel; denn wenn man nur die Freuden des Jugendalters nicht absichtlich stört, so schafft in den Jahren der größte Theil der Menschheit sich Freuden mit großer Leichtigkeit selbst, weiß aus den kleinsten Umständen sich Genuß und Abwechselung zu bereiten, da alles in dem Alter noch den Reiz der Neuheit trägt, und die aufblühende Empfänglichkeit für alles Angenehme noch ungeschwächt da steht. Aber bey der älteren Erziehung ward die angehende Generation zu sehr eingezwängt, zu wenig auf die eigenthümlichen Anlagen und Neigungen Rücksicht genommen. Bey einem heil-

samen nothwendigen Zwange in wichtigen Dingen blieb man nicht stehen. Auch in unbedeutenden Dingen wollte man der Kindheit keine Freyheit gestatten; die verschiedensten Charaktere sollten nach dem nämlichen Modell ciselirt seyn; alle sollten gleichförmig, wie die beschnittenen Heckenwände, die Charmillen in den Gärten, in dem alten französischen Geschmacke gezogen werden. Die eigenen Neigungen der Jugend wurden häufig gar nicht in Anschlag gebracht. Man gab sich keine Mühe, sie zu erforschen. Man beschäftigte sich überhaupt wenig mit den Kindern. Die Befehle der Eltern entschieden. Unbedingter Gehorsam ward in allen Fällen verlangt. Was war natürlicher, als daß sehr heftige Charaktere, durch den zu großen unnöthigen Zwang, auf Abwege geriethen, Erbitterung und Haß gegen diejenigen, die ihnen solchen auflegten, empfanden? Dieses

alles

alles trat besonders oft bey der Erziehung in den höheren Ständen ein, in welchen die Besorgung der Kinder gewöhnlich Erziehern anvertraut wurde, von denen Viele weder Bildung noch Geschick zu diesem wichtigen Geschäfte haben mochten. Die Mütter in den höheren Ständen, die ganz in gesellschaftlichen Zerstreuungen lebten, hielten sich der ersten mütterlichen Pflichten entledigt, wußten es vielleicht kaum mehr, daß die Vorsorge für die Erziehung der Kinder zu ihren Pflichten gehörte.

Schriftsteller, erweckt durch Rousseau, drangen auf eine Veränderung, die, von einigen Müttern in den höheren Ständen angefangen, bald in diesen zur Mode wurde. Die natürlichsten Gefühle des zärteren Geschlechts waren aufgeregt und erhielten ihre Rechte wieder. Die Mütter beschäftigten sich auf das lebhafteste mit der Erziehung der

Kinder. Aber, wie es dem Menschen so häufig ergehet, man verfiel von einem Extrem auf das andere. Vorhin hatte man der entstehenden Generation zu wenig geachtet, sich zu wenig um sie bekümmert, keine Rücksichten auf ihre Neigungen genommen: itzt sollten die gebildeten erwachsenen älteren Personen nur wegen der Kinder, nur in Beziehung auf diese, leben. Ganz der Gesellschaft entsagen konnten und wollten aber nur wenige Mütter. Man brachte also die Kinder in alle Gesellschaften mit, wo man sie nur hinbringen konnte. Vordem waren sie selten, auf kurze Zeit und unbemerkt darin erschienen. Itzt drehete sich das vorzüglichste Interesse des geselligen Zirkels um die Kleinen. Alles, was nur einigermaßen den Namen der Freunde vom Hause tragen wollte, mußte die Aufmerksamkeit der Mütter auf die Kinder theilen. Die natürliche Eitelkeit der Kinder, die so

leicht bemerkt, ward dadurch auf das stärkste angefacht und vermehrt. Mit dem, was die Kinder häufig genug in den Gesellschaften erwachsener Menschen von dem Leben der großen Welt sahen, begnügte man sich nicht. Dem Namen nach traten sie hier doch nur als Nebenpersonen auf. Man ging weiter: man gab ihnen häufig Kinderbälle, Casino's, glänzende Feste, die allein ihrenthalben angeordnet waren, an denen auch die Erwachsenen, aber als untergeordnete Theilnehmer, erschienen. Die öffentlichen Vergnügungen, das Schauspiel, die Maskeraden ließ man die Kinder gleichfalls häufig besuchen. Da dieses alles herrschende Mode ward, so hatten die Eltern, die die übeln Folgen von allen diesen Uebertreibungen einsahen, und darum gern ihre Kinder davor bewahrt hätten, einen sehr schweren Stand. Sie mußten meistens dem Strome nachgeben, wenn sie nicht in

den Augen der Kinder als harte, gefühllose Eltern erscheinen wollten, die das verweigerten, was die größere Zahl so reichlich gab.

Zwey äußerst nachtheilige Wirkungen entstanden aus dieser Veränderung in der Erziehung. Eine große Zahl der Kinder ward zu früh reif, theilte viel zu früh die Sitten und die Lebensweise der größeren Welt. Das unschuldige Kindliche verlor sich schon in den Jahren, wo es noch da seyn mußte. Die kleine Republik äffete nicht zum Scherze die Neigungen der Erwachsenen nach, nahm sie wirklich an. Liebschaften unter Kindern wurden nichts seltenes. Sie entstanden aus Eitelkeit, aus zu früh erweckten sinnlichen Trieben. Besonders ward die Eitelkeit, durch die Gelegenheiten zu Bemerkungen, die die Theilnahme an den geselligen Vergnügungen der Erwachsenen gab, recht gepflegt und genährt. Diese frühe unzeitige Reife, die erste

nachtheilige Wirkung der Veränderung in der Erziehung, zeugte die zweyte: einen sehr verminderten Frohsinn, eine Abgestumpftheit der Empfänglichkeit für die Freuden des geselligen Lebens, in dem ausgebildeten Jünglings- oder Mädchenalter. Da alle Arten unschuldiger Vergnügungen bereits bis zum Ueberdrusse in den Kinderjahren genossen waren, so mußten sie den Reiz der Neuheit verlieren. Zum unentbehrlichen Bedürfnisse waren die geselligen Zerstreuungen aus Gewohnheit der Jugend geworden; aber wahren Genuß, eine Quelle lebhafter Freuden konnten sie der Jugend nicht mehr gewähren. Man kannte ja diese Vergnügungen seit so langer Zeit. Man hatte so oft mitgemacht. Nichts von dem allen war mehr neu. Die Gleichgültigkeit, die häufig genug in Langeweile überging, malte sich auf den Gesichtern der Jugend, besonders bey dem männlichen Theile, bey

welchem die frühen Ausschweifungen, wozu der Trieb, durch die veränderte Lebensweise, so frühzeitig treibhausmäßig erweckt war, eine größere Erschöpfung hervorbrachte. Weil viele nicht mehr recht von Herzen froh seyn konnten, so ward es bald Ton, nicht mehr froh zu seyn. Am auffallendsten zeigte sich die neue Stimmung der jungen Welt durch den vorzüglichen, bey dem männlichen Theile äußerst verminderten, Geschmack am Tanzen. Die Neigung zu dieser recht für das Alter gemachten Gattung von Vergnügungen nahm fast allenthalben sehr bemerkbar ab.

Die eigentliche Galanterie, die kleinen Liebschaften, die der Gesellschaft Lebhaftigkeit und etwas Pikantes mittheilen, verloren sich beinahe; denn auch diese Vergnügungen waren bereits in der Kindheit genossen. Nur die Neigung zu dem höchsten sinnlichen Genusse blieb, weil nur der höchste Kitzel die abge-

stumpften Geschöpfe einigermaßen in Bewegung setzen konnte; aber man wollte mit Gemächlichkeit, ohne Mühe, und also bey feilen Dirnen genießen. In der Gesellschaft zog nur das hohe Spiel, das die Leidenschaften aus Eitelkeit, aus Habsucht, aus Bedürfniß lebhaft rüttelte, an. Derjenige Theil der Jugend, der noch Geschmack an der schönen Litteratur fand, traf grade in der herrschenden schönen Litteratur nichts als Darstellungen starker, wilder Leidenschaften, einen Drang, sich zu heftigen Gefühlen hinaufzuschrauben. Schon dieses, daß es der Genius der Modelitteratur war, mußte die Jugend für diesen Geschmack einnehmen; denn zu allen Zeiten hat die Jugend vorzüglich das Neue geliebt, vorzüglich der Mode gehuldigt. Aber noch eine andere sehr wirksame Ursache des großen Eingangs, den diese Gattung der Litteratur bey dem Theile der Jugend, der sich entwe-

der aus wahrer Neigung oder aus Eitelkeit mit ihr beschäftigte, fand, war die Veränderung, die in der Erziehung vorgefallen war. Die gegen alle leichte gesellige Vergnügungen aus zu frühem Genuß und Uebersättigung abgestumpften Gemüther konnten nur zu einer gewissen Spannung, nach welcher ihre erstorbenen Gefühle lechzeten, durch die Schilderungen der heftigsten Affekte gelangen. Für feinere Berührungen war ihre Reizbarkeit erschlafft. Der größte Sturm allein konnte diese nur noch in Bewegung setzen.

Der weibliche Theil der Jugend, weit weniger durch zu frühe Ausschweifungen verdorben, wie der männliche, und seinen ganzen Anlagen nach weit empfänglicher für leichte gesellige Freude, war nicht so erschöpft, so gleichgültig geworden wie jener; aber bey manchem jungen Mädchen hat doch auch die neue Erziehung, haben die überspannten Ideen

in der schönen Litteratur eine beträchtliche Verminderung des Frohsinns hervorgebracht, den ihre Mütter weit lebhafter, weit stärker besaßen. Noch mehr hat dazu die Mode, der herrschende Ton gewirkt, dem vorzüglich das weibliche Geschlecht stets am wenigsten widersteht, und der von dem männlichen Theile der Jugend angegeben wurde. Es konnte nur einmal zum guten Tone gerechnet werden, nicht mehr lebhaft, nicht mehr freudig zu seyn, und bald mußte eine lahme Langeweile, als eine ansteckende Seuche, in der Gesellschaft und bey den einzelnen Charakteren herrschend werden. Die Hauptursachen davon lagen aber in den sogenannten Vervollkommnungen der gesellschaftlichen Vergnügungen und Zerstreuungen selbst, in dem Luxus, dem Egoismus, der Eitelkeit, die diese Vervollkommnungen erzeugt hatten und erzeugen mußten.

In allen Wissenschaften, allen schönen Künsten, kommen Perioden, wo der menschliche Geist, nach minder kurzen oder kürzeren unbedeutenden Versuchen, beträchtliche Fortschritte in einer Wissenschaft oder Kunst macht. Gewöhnlich entstehen außerordentliche Menschen, die einer Wissenschaft oder Kunst die höchste Ausbildung, deren sie fähig ist, ertheilen, zu einer Zeit oder in sehr nahen, nicht entfernten Zeiträumen, in einem Lande, an einem Orte. Ist die Zeit des hohen Flors vorbey, zu dem einzelne außerordentliche Geister eine Wissenschaft oder Kunst in ihrem Lande erhoben, dann sinkt langsamer oder plötzlicher diese Wissenschaft oder Kunst, und wenn auch von Zeit zu Zeit wieder ein Genie sich in dem nämlichen Lande in derselben hervorthut, so hat doch ein Land nur selten zweyer Perioden des hohen Flors einer Kunst oder Wissenschaft anders, als nach sehr

langen Zwischenräumen einer erstickenden Barbarey, sich zu erfreuen gehabt.

In der Bildhauerkunst, der Malerey und der Dichtkunst sehen wir die Wahrheit des Gesagten am auffallendsten bestätigt. Die Zeiten des höchsten Flors dieser schönen Künste sind wahrscheinlich für Europa nach dem gegenwärtigen Culturzustande da gewesen. In vielen der ernsten Wissenschaften wird eine lange Reihe vergeblicher Versuche erfordert, ehe das glückliche Genie den Weg auffindet, auf welchem, und den Geist, mit welchem die Wissenschaft bearbeitet werden muß. Ist dieses aber einmal geschehen, dann läßt sich wol noch auf Ausbeute für einzelne Theile der Wissenschaft rechnen, aber auf keine wichtige große Entdeckungen, die den Umfang der ganzen Wissenschaft und den Geist, mit welchem sie zu bearbeiten wäre, beträfen. Da der menschliche Geist nicht stille stehen kann, son-

dern vorwärts oder rückwärts muß, so beschäftigt er sich in den Wissenschaften, in welchen keine große neue Entdeckungen mehr zu machen sind, mit der Form und der Methode, eine Beschäftigung, die mit der Länge der Zeit ohnfehlbar die Vernachlässigung des wahren Geistes, mit welchem die Wissenschaft betrieben werden muß, und des Zweckes derselben zur Folge haben wird.

In dem großen Gebiete der Erfahrungswissenschaften, den Naturwissenschaften in dem weitesten Umfange, der Heilkunde, der Oekonomie, werden immer neue Entdeckungen vorfallen. Aber auch das läßt sich erwarten, daß bey der so sehr gestiegenen Kenntniß des Erdballs, seiner Erzeugnisse und der besten Benutzung des Bodens, ein Zeitraum eintreten wird, wo die Menge der Entdeckungen nicht mehr so groß wie in vorigen Perioden seyn dürfte. Ueberhaupt scheinen wir entschie-

den, uns hierin dem Punkte zu nähern, daß Ausbreitung und Anwendung dieser Kenntnisse weit mehr Hauptsache, als Vermehrung und Bereicherung der Kenntnisse selbst, ohne Beziehung auf unmittelbaren praktischen Nutzen, seyn wird.

Für jede Wissenschaft, jede Kunst wird die Lebhaftigkeit des Interesses im Publiko, zufällige Ursachen abgerechnet, dann recht rege, wenn die Wissenschaft oder Kunst wirklich oder angeblich eine neue Gestalt gewinnt, große und beträchtliche Fortschritte in derselben gemacht werden. Die Neuheit hat den stärksten Reiz auf den immer nach Abwechselung sich sehnenden Geist des Menschen. Nun ist aber das gesellige Leben in den höheren Ständen seit lange schon als eine schöne Kunst so sehr ausgebildet, verfeinert und vervollkommt worden, daß keine beträchtliche Fortschritte oder Veränderungen, die ein et-

was lebhaftes anhaltendes Interesse zu erwekken vermöchten, in demselben mehr Statt finden zu können scheinen. Die Arten und Gattungen der geselligen Zerstreuungen der Enkel sind fast die nämlichen, wie die der Großeltern. Assembleen, Diners, Soupers, Bälle, Maskeraden und Schauspiel sind alte Ergötzungsarten. Der gute Ton der feinen Welt hat auch die höchste Stuffe seiner Ausbildung seit lange erreicht. Dem aufmerksamen Beobachter werden zwar die feinen Nüancen, die in dem Tone der feinen Gesellschaft eines jeden Orts allmälig durch die Veränderungen der Zeiten und der Personen entstehen, nicht entgehen; allein da diese Veränderungen langsam und in schwachen Schattirungen eintreten, so können sie kein lebhaftes Interesse veranlassen.

So unerschöpflich die Mode in Veränderungen, in Kleidung, Ameublement und

Besetzung der Tafel, seit lange war, und so vielen Stoff diese Abwechselungen auch zur täglichen Unterhaltung hergeben, so können Veränderungen von dieser Art doch der Gesellschaft im Ganzen kein sehr lebhaftes Interesse mittheilen, derselben keine neue Schwungkraft geben. Ob man kürzere oder längere Taillen tragen, die Wände mit einfachem oder buntem Papiere bekleben, die Consomme's und Mehlspeisen früh oder spät serviren lassen soll: das alles mag Beschäftigung genug gewähren, aber keine Beschäftigung von einer Art, die dem erschöpften Geiste, der sich nach lebhafterer Bewegung sehnt, eine reichhaltige Quelle zu einer neuen Gattung von Lebensgenuß zu eröffnen vermöchte. Die Kunst des geselligen Lebens ist zu sehr ausgebildet, zu sehr festen Regeln unterworfen worden, als daß sie der eigenen freyen Thätigkeit des menschlichen Geistes einen nur etwas weiten

Spielraum lassen sollte. Es ist wahr, der lästigen unbedeutenden Formeln und Höflichkeitsbezeigungen der steifen deutschen Voreltern hat man sich in der guten Gesellschaft entledigt. Die pedantischen Artigkeiten sind weggefallen; allein es ist nichts positives wieder an deren Stelle getreten. Die ganze Wissenschaft des guten Tons besteht im Negativen: nichts zu thun oder zu sagen, was im mindesten auffallen könnte, - daß der Eine so sey wie der Andere, und das eigenthümliche Gepräge, das die Natur jedem Einzelnen stärker oder schwächer aufdrückte, verwischt, und die Menschen, nach dem oft gebrauchten, aber sehr wahren Gleichnisse, gleich den abgegriffenen englischen Schillingen, sich völlig ähnlich werden, ohne Wärme, ohne Theilnahme, kalt und spröde wie Metall. Ohne eine gewisse eigenthümliche Art, die Sachen anzusehen, zu beurtheilen oder zu empfin-

empfinden, und ohne eine gewisse Lebhaftigkeit des Geistes, unsre Wahrnehmungen und Empfindungen mit Leichtigkeit passend auszudrücken, können wir in die Länge zur wahren Unterhaltung in der Gesellschaft nichts beytragen. Dadurch aber, daß die höchste Vollkommenheit der Kunst des geselligen Lebens im Negativen gesetzt worden, mußten die genannten beyden Eigenschaften sehr an ihrem Werthe verlieren. Eine eigenthümliche Art, zu sehen und zu empfinden, fällt auf und beleidigt wol gar, weil sie von der angenommenen herrschenden Art abweicht. Der lebhafte Ausdruck eigenthümlicher Ansichten und Gefühle thut dieses noch mehr. Wenn eine eigenthümliche Art, zu sehen und das Gesehene auszudrücken, nicht mehr die Unterhaltung belebt, so werden nächst dem Stoff, den die Lokalverhältnisse und Begebenheiten zur Unterredung hergeben, Erzählungen von

den Vorfallenheiten, die fünf hundert bis tausend Personen betreffen, die ein Jeder, der Anspruch auf den Ton der feinen Welt macht, kennen muß, den Hauptgegenstand der Unterhaltung in den Gesellschaften der großen Welt abgeben. Unter diesen fünf hundert bis tausend Personen gibt es viele, meistens durch die Umstände und Lagen, in denen sie sich befinden, merkwürdige Menschen, Namen, die häufig genug in den Zeitungen vorkommen, von welchen die Begegnisse, Verbindungen und die Erzählung der kleinen Züge des Charakters für einen Jeden, der irgend Antheil an den Hauptschauspielern auf dem großen Schauplatze der Welt nimt, sehr interessant seyn müssen. Außer diesen gehört aber zu den Personen, die allenthalben in der großen Welt bekannt sind, und von welchen man spricht, eine sehr beträchtliche Anzahl von Menschen, die eigentlich nur durch ihre

unmoraliſche, oft ſehr ſchlechte Handlungen und Lebensweiſe berühmt oder vielmehr berüchtigt ſind, die nur dadurch, und nicht durch ihre Einwirkung in die Geſchäfte der Welt, Aufſehen erregen. Daß man dieſe oft zum Gegenſtande des Geſpräches macht, iſt gewiß der Moralität ſehr nachtheilig, da die Celebrität, ſey ſie von welcher Art ſie wolle, eine Haupttriebfeder zu den Handlungen ſolcher Menſchen war, und dieſe Celebrität Andere leicht zu Nachahmungen reizt. Solche Menſchen ſollte man auf das möglichſte der Vergeſſenheit übergeben. Wenn dieſer Menſchen in der großen Welt erwähnt wird, ſo geſchieht es höchſt ſelten mit einem tadelnden Urtheile, weil ſolches zu den herrſchenden negativen Eigenſchaften des guten Tons nicht paßt. Dieſe negativen Eigenſchaften veranlaſſen es, daß alle Aeußerungen eine gleich-

förmige Manier, und zwar die Manier der Gleichgültigkeit, erhalten.

Daß aber die höchste Vollkommenheit der Kunst des geselligen Lebens in negativen Eigenschaften gesetzt ward, lag zum Theil in der großen Ausbildung, die diese Kunst nach und nach erhalten hatte. Diese Kunst hatte, wie alle andere Künste und Wissenschaften, durch eine lange Bearbeitung große Veränderungen erlitten; aber es ging ihr, wie es fast einer jeden Kunst oder Wissenschaft nach einer langen Bearbeitung ergehen wird: das so lange bearbeitete Feld war erschöpft durch die Bemühungen vieler großen Meister in der Kunst. Der eigenthümliche Geist ward nicht mehr durch einen gewissen Reiz der Neuheit zu einer freyen Wirkung erweckt. Wo der lebendige Geist entweicht, da bleibt nur der todte Buchstaben übrig, der sich, wenn er der Last vorgeschriebener zu beobach-

tender Formeln entledigt ist — und diese hatte man, um auf das möglichste allen Zwang zu entfernen, aus dem guten Ton der feinen Gesellschaft verbannt —, nur daran hält, was man nicht thun muß, der nur Verbote, aber keine Gebote kennt, nur Regeln hat, die da untersagen, weil es freylich sehr unnütz wäre, genialische Mitwirkungen des Geistes vorschreiben zu wollen.

Ohne die oben erwähnte Veränderung in der Erziehung und dadurch, daß die geselligen Zirkel meistens nur durch erschöpfte junge Menschen ergänzt wurden, für welche die geselligen Vergnügungen, weil sie zu früh mit ihnen bekannt geworden waren, vor der Zeit der Reife der Jugend allen Reiz der Neuheit verloren hatten, wäre jedoch wahrscheinlich die veränderte Stimmung des geselligen Tons nicht so früh eingetreten. Diese jungen Leute, mit alten abgenutzten Empfin-

dungen, die allmälig die Gesellschaft füllten, konnten, auf das höchste, nur negative Eigenschaften mit in die Gesellschaft bringen. Eigenthümlicher Geist und die Lebhaftigkeit, solchen auf eine gehörige Art zu äußern, war also von ihnen weit weniger, wie zuvor von den ältern Männern, zu erwarten.

Ging gleich die Veränderung in der Stimmung des geselligen Tons zuerst von dem männlichen Theile der Jugend aus, so thaten doch auch manche der jungen Weiber das Ihrige, um diese Veränderung zu verstärken und zu vollenden, indem sie nun kalte, steife, übertriebene Verfeinerung der Artigkeit affektirten oder annahmen, die nicht allein allen natürlichen Ausdruck von Gutmüthigkeit und anständiger Zuvorkommung ausschloß, sondern sie auch verleitete, allen Männern, die nicht zu den wenigen ausgemachten ersten Elegants gehörten, mit einer spröden, ekeln

Unhöflichkeit zu begegnen. Das hauptsächlichste, ja fast einzige, Interesse dieser Weiber war auf Putz und alle Gattungen des Aufwandes beschränkt, nicht um den Männern, sondern sich selbst zu gefallen, und Andere ihres Geschlechts zu verdunkeln. Solche glasartige, manierirte Puppen mußten alles Aufkeimen vom Frohsinn um sich herum ersticken.

Wäre die Gesellschaft das, was sie seyn sollte, Erhohlung und Abwechselung für den Menschen, gewesen, so hätte der wahre Genuß, den eine leichte Unterhaltung den meisten Menschen, gewähren wird, viel länger empfunden werden und fortdauren können; aber da die Gesellschaft die tägliche und Hauptbeschäftigung der Weiber und vieler Männer der großen Welt ward, so mußte sie durch den unmäßigen Genuß, durch den Misbrauch, ihren Reiz und ihr sehr schätzbares Gute ver-

lieren. Durch das Uebermaaß der geselligen Zerstreuungen hörten diese auf, Vergnügungen zu seyn; denn kein Gesetz der Natur leidet weniger Ausnahmen wie dieses, „daß die Unmäßigkeit in dem Genusse der Vergnügungen die Empfänglichkeit für das Vergnügen abstumpft und erschöpft, daß, wenn der Mensch dasjenige, was ihm Erholung und Abwechselung gewähren soll, zu seiner Hauptbeschäftigung macht, er seines Zweckes verfehlen, und sich seinen Genuß selbst äußerst schmälern wird".

Umsonst sträubt man sich, diese Wahrheiten anerkennen zu wollen. Vergebens beruft man sich auf das Beyspiel unsrer Voreltern, die bereits eben so viel Zeit, wie wir, in der Gesellschaft zubrachten, und doch mehr Sinn für das Vergnügen, wie ihre Nachkommen, behielten. Die Wahrheit des Beyspiels müssen wir zugeben, aber nicht die

Folgerung, die man daraus herleiten will. Unsere Voreltern waren andere Menschen, und lebten unter andern Umständen wie wir. Erstens hatte zu ihrer Zeit die Gesellschaft noch nicht die langbestehende Ausbildung erhalten, in der wir sie itzt sehen. Viele unsrer Voreltern wußten sich noch recht gut den Anfang und die Entstehung mancher Arten von geselligen Vergnügungen zu erinnern. Diese hatten also noch für sie mehr und minder etwas von dem Reize der Neuheit, den sie für uns nicht haben können. Unsre Voreltern mußten also eine größere Fähigkeit des Genusses besitzen als wir, da der Mensch in die Länge auch der besten Einrichtungen müde wird, und sich nach einer Veränderung, führe sie auch zum Schlechtern, sehnt, wenn alle Spur der Neuheit für ihn verschwunden ist. Zweytens traten unsre Voreltern nicht als Kinder, sondern in der völ-

ligen Stärke der Jugendkraft, unerschöpft und ungeschwächt, in den Zirkel der geselligen Vergnügungen ein. Drittens hatten sie stärkere und ausdaurendere Nerven als ihre Nachkommen. Aus physischen und moralischen Gründen, deren Entwickelung uns hier zu weit führen würde, waren sie mehr aufgelegt, das Angenehme zu empfinden, und nicht so reizbar, das kleinste Unangenehme zu fühlen, und sich dadurch verstimmen zu lassen, als wir. Sie nahmen mit Wenigerem fürlieb. Ihr Ideenkreis war lange nicht so erweitert wie der unsrige. Sie waren bey weitem nicht so unterrichtet wie wir; aber sie darbten nicht bey ihrer Armuth, wie wir es oft, umgeben von den Quellen der reichhaltigsten Genüsse, thun, weil sie derbere Sinne mitbrachten. Sie konnten herzlich lachen über die unbedeutendsten Kleinigkeiten und einer Art von grober Freude genießen, da wir

meistens nur aus Höflichkeit, aus Verlegenheit, aus einer übel verstandenen Idee, damit zuvorkommend seyn zu wollen, lächeln, und die grobe Freude uns keinen Genuß mehr gewährt. Viertens war die Kunst des geselligen Lebens zu den Zeiten unsrer Voreltern noch nicht auf Kosten der Originalität der Charaktere der Einzelnen vervollkommnet und verfeinert worden. Ein Jeder zeigte sich ungleich mehr wie er war. Die Charaktere und ihre Aeußerungen hatten nicht die Einförmigkeit angenommen, die wir in unsern Tagen erblicken, und da die Menschen damals nicht so reizbar gegen unangenehme Eindrücke waren, so beleidigten die Aeußerungen der Originalität nicht so, wie sie es in unsern Tagen thun würden. Die Gesellschaft, zur Zeit unsrer Voreltern, bildete freylich ein sehr buntscheckiges Gemisch. Die Eine sprach Plattdeutsch, die Andere schlechtes Hochdeutsch,

die Dritte gut Französisch, da die Vierte ein Deutsch-französisch redete. Der Mann von vielen Kenntnissen und derjenige, der viel gereiset war, lebte mit dem, der außer den Mauern seiner Vaterstadt nichts kannte; denn der dünne Anstrich, von allen oder vielen Dingen etwas oberflächlich zu wissen, gehörte damals zu den größten Seltenheiten.

Daß vorzüglich die Menschen von Kopf, wenn sie den Genuß der Geselligkeit übertrieben, auch zu den Zeiten unsrer Voreltern mit Langeweile gebüßet haben werden, daran steht nicht zu zweifeln; allein aus den angeführten Ursachen, die sich noch weiter entwickeln ließen, wird es begreiflich, daß die Langeweile keine herrschende Seuche in den Gesellschaften der Vorzeit seyn konnte.

Sind die Menschen verändert, - sind es die Umstände, so müssen wir unser geselliges Leben nach diesen Veränderungen einrichten,

wenn wir den Klagen abhelfen und mehr Vergnügen genießen wollen; denn Menschen und Umstände können wir nicht ändern, als nur höchst langsam; und auf die Stuffe der Cultur zurückzukehren, auf der unsre Voreltern standen, ist vollends unmöglich. So wenig wie der einzelne Mensch in seine Kindheit, in seine Jugend zurückkehren kann, eben so wenig vermag dieses die bürgerliche Gesellschaft, als vielleicht nur nach langen Perioden, voll von den größten Revolutionen.

Der so weit getriebene und verfeinerte Luxus unsrer Zeiten in weiblicher Kleidung, in dem Ameublement, der Bewirthung, und was dazu gehört, hat auch das Seinige zur Verminderung des geselligen Frohsinns beygetragen. Einen großen Theil derjenigen, die hierin mit Andern nicht gleichen Schritt halten können, erfüllt der Anblick dessen, was sie zu Hause und für sich entbehren müssen,

mit Neid. Sie genießen also nicht Vergnügen, sondern Gift und Galle. Zwar gab es auch in ältern Zeiten Reiche und Unbemitteltere in der Gesellschaft, von denen die ersten anders wie die letzten lebten, und einen viel größern Aufwand machten, der ebenfalls auch damals Neid erregt haben wird. Allein die allgemeinen Anmaaßungen und das allgemeine Streben nach einer unmöglichen Gleichheit der Glücksgüter und des Ansehens ist eine Erscheinung unsrer Zeiten, die nicht Wirkung der französischen Revolution ist, sondern ihr vorherging, und vielleicht mit unter die unzähligen Ursachen gehörte, die diese hervorbrachten.

Wenn der Luxus der heutigen Tage, anstatt das Vergnügen vieler Gäste in dem geselligen Leben zu vermehren, es auf das empfindlichste stört, so genießt der Wirth durch diesen Luxus nicht viel mehr. Der

Reiche, der des Aufwandes gewohnt ist, hat bald keinen wahren Sinn mehr für diesen Reiz. Er würde sich unglücklich fühlen, wenn er dieses gewohnten Aufwandes entbehren, sich einschränken sollte; aber für den eigentlichen Genuß desselben sind seine Sinne, grade durch die Gewohnheit dieses Genusses, abgestumpft. Das Gefühl, daß ihm viele Andere diesen Aufwand nicht nachmachen können, ist der einzige Genuß, der ihm übrig bleibt, und der, da er sich nicht auf wohlwollende Empfindungen gründet, unmöglich das Herz erquicken kann. Derjenige Reiche, der in demjenigen, was er für die Gesellschaft thut, mehr als das Auskramen seiner Herrlichkeiten und die Zeigung seines Aufwandes — das Vergnügen der Gesellschaft — beabsichtigt, wird sich oft gekränkt fühlen, wenn er seinen Zweck verfehlt sieht, und doppelt gekränkt, indem er natürlich die Kosten

des vergeblich angewandten großen Aufwandes in Anschlag bringt.

Der Egoismus und die Eitelkeit sind Leidenschaften, die schon dadurch an Stärke und Ausdehnung gewinnen müssen, wenn der Sinn für den eigentlichen frohen Genuß abnimt, der bey der Menge allein diesen Leidenschaften das Gleichgewicht halten, und ihr hohes Emporstreben verhindern kann. Einiger Ursachen, die sehr zur Verbreitung und Verstärkung dieser Leidenschaften beytrugen, ist schon oben gedacht worden. Wenn der größte Theil des Tages in der Gesellschaft zugebracht wird, so will man dem Ich in dem wichtigen Zeitraume, in der Hauptbeschäftigung des Lebens, am wenigsten entsagen. Wir können und wollen nicht täglich in einem Zustande von Aufopferungen und Entsagungen leben, und vergessen darüber, daß Andere ähnliche Ansprüche und ähnliche Berechtigungen dazu,

wie

wie wir, haben. Der natürliche Gedanke, einen Tausch einzugehen, heute die Ansprüche der Andern gelten zu lassen, und morgen die seinigen geltend zu machen, erhält wenig Beyfall. Es ist zu unsicher, ob Andere diesem Tauschhandel getreu bleiben werden, und dann soll durchaus jeder Tag genossen werden, da, mit der Verminderung der Empfänglichkeit für das Vergnügen, die Jagd nach demselben nicht ab: sondern zunimt. Wir kennen keine Freude als die, zu glänzen, stets zu glänzen, allein zu glänzen. Wir beziehen alles auf unser Ich. Dieses muß herrschen. Da viele Andere eben so, wie wir, denken, gleiche Prätensionen mitbringen, so gehet ein großer Theil misvergnügt und heimlich gekränkt aus der Gesellschaft nach Hause.

Die von dem herrschenden guten Tone gemachte und durchgesetzte Forderung, daß in der Gesellschaft der Eine wie der Andere seyn,

und alle Originalität der Charaktere, wenigstens in den Aeußerungen, verschwinden sollte, machte die Prätensionen Aller gleichförmig, und brachte es dahin, daß die Ansprüche durchaus die nämlichen Gegenstände zum Vorwurfe haben mußten. Sonst traten weniger Rivalitäten ein, weil die Verschiedenheiten der Eigenthümlichkeiten weit weniger Raum zu Vergleichungen darbot, das Ziel, nach dem die Menschen in der Gesellschaft strebten, verschieden war. Itzt mußte die Eitelkeit mehr erhöhet, gespannt und von feindseliger Art werden, da durch die Einförmigkeit des guten Tons diejenigen, die auf diesen Anspruch machen wollten, Nebenbuhler, nicht allein in der nämlichen Laufbahn, sondern auf dem nämlichen Wege werden mußten. Der Natur der Sache nach ward die gemischte Gesellschaft, sobald sie aufhörte, eine angenehme Abwechselung und Erholung zu

seyn, und zu einem täglichen Bedürfnisse her: abſank, ein Tummelplatz der Eitelkeit. Die einzigen Leidenſchaften, die in der gemiſchten Geſellſchaft der Eitelkeit zur Seite geſetzt werden konnten, waren Liebe und Spiel. Aber die Eitelkeit ward der Liebe zu mächtig, hemmte und erſtickte ihre Ausbreitung, und in den meiſten der ſeltenen Fälle, wo ſie das nicht zu thun vermochte, da mußte die Liebe die Dienerin der Eitelkeit werden. Die Hauptbemühungen der größten Zahl der Liebenden gingen dahin, die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich, ihre wirkliche oder vorgebliche Liebe zu ziehen, der Geſellſchaft zu zeigen, was ſie gegen einander empfanden oder zu empfinden vorgaben.

Zum hohen Spiele führten Eitelkeit, Gewinnſucht und die Begierde, ohne eigenen thätigen Aufwand der Seelenkräfte lebhaft

bewegt zu werden. Selbst bey dem kleineren Spiele war die Eitelkeit nicht unthätig; denn wie viel lag nicht daran, wie die Parthie zusammengesetzt war? Mit Unrecht rechnet man aber das Spiel zu den geselligen Vergnügungen, insofern solches nicht als ein Mittel, die größere Gesellschaft in so viel kleinere, als Spieltische da sind, aufzulösen, betrachtet wird, und bey dem Spieltische die Unterhaltung, aber nicht die Karten, die Hauptsache ausmachen, da ein geselliges Vergnügen auf die wechselseitige Erweckung angenehmer Empfindungen seiner Natur nach gerichtet ist, dem Spieler aber nicht allein die angenehmen Empfindungen seines Mitspielers völlig gleichgültig sind, sondern er ihm recht viele unangenehme Empfindungen seines eigenen Vortheils wegen wünschen muß. Alle eigentliche gesellige Eigenschaften und Talente, die keine unmittelbare Beziehung auf

das Spiel haben, werden bey dem Spiele in keine Betrachtung gezogen; nichts, was den menschlichen Geist, das menschliche Herz, ja auch nur die Sinnlichkeit angeht. Wäre es möglich, Automaten in der Vollkommenheit zu verfertigen, daß sie einen Abend hindurch mitspielen könnten, so würden diese eben so gut, wie lebendige Wesen, die Parthien zu füllen vermögen. Eine Erholung für denjenigen, der nach einem mühsam vollbrachten Tagewerk sich zu weiter nichts aufgelegt fühlt, mag das Spiel immerhin seyn, und als solches seinen schätzbaren Werth haben, aber ein geselliges Vergnügen ist es nicht, da von den Spielern gar kein Ausdruck menschlicher Gedanken oder Empfindungen erwartet wird. Es hat nichts geselliges an sich, als daß eine stumme Person mehrerer stummen Personen zu ihrem Zeitvertreibe bedarf.

Ueber die Ursachen der in den geselligen Vergnügungen herrschenden Langeweile mag gestritten werden. Die Sache selbst wird von tiefen und oberflächlichen Beobachtern zugegeben. Es sind nicht die Alten, die über die zunehmende Langeweile klagen, bey welchen man die Erscheinung aus der Abnahme der Fähigkeit zum Genusse erklären könnte. Im Gegentheil, es sind die Menschen von mittlerm Alter, nebst der Jugend, die diese Klagen laut führen, da die Alten noch häufig weit mehr Kraft und Sinn für das Vergnügen, wie jene, mit in die Gesellschaft bringen. Die Klagen gehen so weit, daß selbst manche Personen von Geist und Unterhaltungsgabe, die das Spiel nicht lieben, sich nach der Zeit sehnen, wann sie sich zum Spiel setzen können, weil ihnen diese Beschäftigung einen etwas behaglichern Zustand und eine Verminderung der drücken-

den Last der Langeweile gewährt. Nicht allein die Menschen von Kopf und Geist, die vielleicht zu große Forderungen machen könnten, klagen über das ansteckende Uebel. Die äußerste Mittelmäßigkeit und Unbedeutsamkeit thut das nämliche, und so wie das physische Gähnen ansteckend ist, sich unwillkührlich verbreitet, eben so thut es die Langeweile. Wird es aber erst einmal Ton, über Langeweile zu klagen, so kann auch diese unvernünftigste aller Moden herrschend werden, und das vorhandene Uebel aus Mode sehr zunehmen.

Das unangenehmste Bild gibt, da, wo eine solche Stimmung herrschend ist, eine Tanzparthie. Hier erwartet man billig, die frohen Aeußerungen der Jugend zu sehen, die sich doch auch in etwas anderm, als den Bewegungen der Füße, zeigen müssen. Der Tanz ist so recht eigentlich zum Vergnügen

der Jugend gemacht. Er gewährt Bewegung, gibt Gelegenheit, körperliche Geschicklichkeit und Anstand zu zeigen, bringt die Blüthe beyder Geschlechter zusammen, begünstigt die Gelegenheiten zur wechselseitigen Aufmerksamkeit gegen einander, zu leichten abgebrochenen Unterhaltungen, da die Lebensgeister schon durch die Musik leicht bewegt und erhöhet werden, schließt lange fortgesetzte Unterhaltungen aus, zu deren Führung die Jugend selten Bildung und Geschick genug hat. Aber man sehe nun die Wirklichkeit. Bey einem sehr großen Theile der männlichen Jugend hat die natürliche Neigung zu diesem Vergnügen dergestalt abgenommen, daß sich ein Theil demselben ganz entzieht, und der größere Theil dieses nur tagelöhnermäßig treibt, ohne daß die zum Frohsinn, zur leichten Unterhaltung nothwendigen Lebensgeister in eine etwas schnellere Bewegung gerathen.

Wer sein Auge unverwandt eine geraume Zeit auf eine Colonne Tanzender richtet, wird meistens nichts als Bewegungen des Körpers und der Füße wahrnehmen. Keinen Ausdruck des Vergnügens wird er in den Augen, keine Schnellkraft, die den ganzen Körper belebt, bey den Tanzenden sehen, und, was ihm am meisten auffallen muß, keine Unterhaltung zwischen den Paaren während der Zeit der Ruhe. Ein solcher Zuschauer muß sich in eins von Ariosts bezauberten Schlössern versetzt wähnen, in welchem den menschlichen Figuren von ihrer Menschheit nichts als die Fähigkeit, abgemessene Bewegungen, ohne Ausdruck und Theilnahme der Seele, zu verrichten, gelassen ist, die noch auf den Helden harren, der ihren Zauber lösen und sie wieder mit dem lebendigen Geiste beleben soll. Sicher ist es, daß der Anblick einer Tanzpartie itzt meistens auf Unbefangene einen

unangenehmen Eindruck machen, und sie an Holbeins Todtentanz erinnern wird.

Ueber die Zunahme der Langeweile wird an einigen Orten viel stärker, als an andern, geklagt; aber mehr oder minder möchte die Klage doch in Deutschland wol ziemlich allgemein herrschend seyn, so eine große Verschiedenheit auch die größere oder geringere Lebhaftigkeit des Nationalcharakters, die verschiedenen Stuffen der Cultur, auf der sich der gesellige Ton in den verschiedenen Städten befindet, und so viele andere Ursachen, hierin hervorbringen.

An den meisten Orten wird es eine geringe Zahl von der Natur oder den Umständen privilegirter Personen geben, die Eigenthümlichkeit und Lebhaftigkeit des Geistes genug besitzen, um die Unterhaltung, trotz des gegen sie streitenden Tons, zu Zeiten zu beleben und sie wirklich lebhaft und interessant

zu machen; aber nicht selten wird es auch denjenigen, die zu dieser Zahl gehören, misglücken; denn wie könnten sie häufig die Fähigkeit, unterhalten werden zu können, bey solchen Menschen erwecken, in denen dieses Vermögen, wo nicht todt, doch in einem tiefen Schlummer versenkt ist, aus welchem sie nur selten aufgeregt seyn wollen. Die hohe Reizbarkeit der Eitelkeit unsrer Zeiten sträubt sich lebhaft dagegen, daß wir uns häufig von Andern unterhalten ließen, weil ihnen dadurch ein gewisser Vorzug eingeräumt würde. Dieses wird nur den anerkannten Lustigmachern gestattet, deren Amt zu viel ähnliches mit dem eines Hofnarren hat, als daß es den Neid sonderlich erregen könnte, vor allen aber solchen Menschen, die durch Stand und Würde ein sehr großes Ansehen in der Gesellschaft genießen, die fast allein ein gewisses Leben in den geselligen Zirkeln

zu verbreiten vermögen, wenn sie mit der Gabe einer lebhaften und gefälligen Unterhaltung ausgerüstet sind.

Es scheinen zwar mehrere Ursachen vorhanden, warum die Langeweile, vorzüglich in den ersten gesellschaftlichen Zirkeln der größern Städte, herrschend seyn muß; aber dagegen dürfen wir auch nicht vergessen, welche große Vorzüge, in Beziehung auf eine interessante gesellige Unterhaltung, grade die Gesellschaften der ersten Zirkel besitzen können. Einmal ist der weibliche Theil in diesen Zirkeln, durch vermögsamere Glücksumstände, von der in das Kleine gehenden täglichen Besorgung der Wirthschaftsangelegenheiten, die viel Aufmerksamkeit, Zeit und Aufwand von physischen Kräften erfordern, gewöhnlich befreyet, und gewinnet dadurch, so nachtheilig diese Geschäftlosigkeit auch in andern Rücksichten ist, an Zeit und Freyheit des Geistes, sich auf

mannigfaltige Weise auszubilden, welche beyde den Frauen, die sich mit den trockenen und kleinlichen Details des Hauswesens abgeben müssen, und die dieser durch ihre Lage nothwendigen und also höchst ehrwürdigen Beschäftigung vorzugsweise zu leben genöthigt sind, in dem Maaße mangeln. Zweytens werden zwar die natürlichen Gaben zur Unterhaltung nicht nach der Verschiedenheit der Stände ausgetheilt; allein auf die Ausbildung dieser Gaben kömmt es doch bey den gewöhnlichen Menschen zu sehr an, als daß derjenige, der bessere Gelegenheit und mehr Zeit dazu hat, nicht, im Durchschnitte gerechnet, einen größern Vorsprung vor Andern, denen dieses fehlt, haben sollte, wenn gleich einzelne Genie's in diesem Fache, wie in andern Fächern, durch angebohrene Talente minder günstige Umstände zu ersetzen wissen. Es ist also nicht zu bewundern, daß oft in den ersten

Zirkeln die Bildung der Weiber für den geselligen Umgang vieles voraus hat, sondern weit mehr dieses, daß man auch oft das Gegentheil in der Wirklichkeit antrifft, daß manche Weiber nicht diese Bildung besitzen, die man berechtigt war, von ihnen zu erwarten. Drittens ist es unläugbar, daß die ersten Zirkel weit mehrere Gelegenheiten zur Ausbildung der Gaben zur Unterhaltung darbieten. Schon das Bewußtseyn, zu dem ersten Zirkel seines Wohnorts zu gehören, gibt ein freyes Gefühl, das alle die Verlegenheiten entfernt, in welche natürlich genug der große Haufen derjenigen, die nicht von dem ersten Zirkel sind, sich nicht allein versetzt fühlen wird, wenn er mit Personen aus dem ersten Zirkel zusammentrifft, sondern wovon auch häufig manches seiner ganzen Stimmung ankleben bleibt, was sich entweder in einem zu großen Vordrängen, in einer aufgeblähten

Wichtigkeit oder in Schüchternheit und Zurückhaltung zeigt, und die wahre Höflichkeit und Leichtigkeit im Umgange tödtet. Diese zu einer angenehmen Unterhaltung nothwendige Unbefangenheit und Sicherheit ist ein Geschenk, das die Umstände denen, die gleich bey ihrem Eintritte in die Gesellschaft zu dem ersten Zirkel gehören, und darin nicht ganz schlecht aufgenommen werden, darbieten, wenn sie es zu nutzen wissen, da die Erlangung dieser Unbefangenheit und Sicherheit bey Andern, die nicht eben so von den Umständen begünstigt werden, schon ungewöhnliche Eigenschaften des Kopfes oder des Charakters voraussetzt.

Auf den feinen Weltton in Ausdruck und Formen wird von denjenigen, die solchen besitzen oder zu besitzen glauben, gewöhnlich ein viel zu hoher, so wie von denen, die sich bewußt sind, daß sie keine Ansprüche darauf

machen können, ein viel zu geringer Werth gelegt. Ausdruck und Formen des feinen Welttons haben nur dann einen hohen Werth in beyden Geschlechtern, wenn sich in ihnen ein selbstdenkender, oder originaler, oder fein bemerkender, oder witziger, oder sehr richtig urtheilender Kopf, oder eine angenehme Unterhaltungsgabe, oder eine feinfühlende schöne Seele zeigt, der Ton so wenig von dem Conventionellen der Mode an sich hat, daß er zu jeder Zeit dem, der Sinn für die Vorzüge des Ausdrucks und der Formen besitzt, mehr und minder gefallen würde. Dieser Ton ist mit dem Style eines Buches zu vergleichen. Ein wirklich guter Styl setzt immer Gedanken voraus; denn ein Zusammenreihen von wohlklingenden Worten wird nie einen guten Styl hervorbringen, sondern nur ein bald sehr ermüdendes Glockenspiel. Aber die besten Gedanken in einer verworrenen

renen oder schleppenden Schreibart vorgetragen, werden sehr selten den Eindruck machen, der minder reichhaltigen Ideen in einem angemessenen wirklich schönen Style zu Theil wird. Im Umgange findet ein Aehnliches Statt. Die Unterredung mit dem wird quälend, ermüdend, angreifend, unangenehm, der nicht eine gewisse natürliche, nicht affektirte, nicht übertriebene Lebhaftigkeit und Leichtigkeit des Ausdrucks und der Formen besitzt; dahingegen das Gespräch mit einem wirklich vorzüglichen oder auch minder guten Kopfe, der natürliche oder schön gebildete Grazie hat, belebend und angenehm wirkt. In der wahren feinen Welt ist diese Bildung des Ausdrucks und der Formen, die aber fast immer natürliche Anlagen voraussetzt, am besten zu lernen. Die Sicherheit, die das Bewußtseyn gibt, zu dem feinen Zirkel zu gehören, thut schon ein Großes zu dieser Erlernung.

Allein wie klein ist nicht selbst in der großen Welt die Zahl, die wirklich den feinen Welt-ton in Ausdruck und Formen in einiger Voll-kommenheit besitzt: eine Vollkommenheit, die sich ohne wahre Eigenschaften des Kopfes und des Herzens gar nicht denken läßt, so sehr auch einzelne Eigenschaften, durch Bildung des Ausdrucks und der Formen, gehoben, so vortheilhaft sich diese allein dadurch zeigen, größere Talente, denen beydes fehlt, hiemit verdunkeln können.

Aber manche, sonst treffliche Köpfe legen aus Gewohnheit auf den Ausdruck und die Formen des feinen Welttons einen ganz un-verhältnißmäßigen Werth, und vergessen über das Zeichen das Bezeichnete, vergessen des Gedanken und der Empfindungen, die Werth haben, diesem Ausdrucke zum Grunde liegen müssen, hegen ein zu sehr verzärteltes Gefühl, das unangenehm gereizt, beleidigt wird, wo

sie diesen Ausdruck und die Formen vermissen, kommen wol gar dahin, nur das blos Conventionelle, was an sich keinen Werth hat, von Zeit zu Zeit sich ändert, mit dem wirklich Schönen in dieser Gattung zu verwechseln, dem langweiligen Mittelgute, was nichts als gelernte Formen besitzt, einen zu großen Vorrang vor dem Mittelgute, dem diese Formen fehlen, einzuräumen.

So höchst unbedeutend auch sehr oft die Gegenstände der Unterhaltung in den ersten Zirkeln sind, so ist es doch eben so wahr, daß vielmals der Stoff der Unterredung Jedem, der Antheil an den Weltbegebenheiten nimt, sehr interessant seyn muß, wäre es auch nur darum, weil die durch ihre Lage bedeutungsvollesten Personen in diesen Zirkeln entweder selbst auftreten, oder man sie darin genau kennt und viel von ihnen gesprochen wird. Mag immerhin die

Art, wie man solche Personen ansieht und beurtheilt, unrichtig seyn. Aus dem Umgange oder der Erzählung von Thatsachen, die auf sie Bezug haben, läßt sich jedoch viel lernen. Vergleicht man den Stoff der Unterhaltung mit jenem, um den sich oft das Geträtsche und Geklatsche in den andern Zirkeln drehet, von dem, was in des Nachbars Hause gekocht und nicht gekocht wird, von den Lebensumständen ganz unbedeutender unmerkwürdiger Personen, die nicht einmal zu dem Zirkel, in welchem man ihrer gedenkt, gehören, so kann gar nicht die Frage davon seyn, welcher Stoff mehr Nahrung für den Geist gewährt. Die größere Anzahl von Fremden von Bedeutung, die in den ersten Zirkeln erscheinen, ist eine andere Quelle zur Vermehrung eines interessanten Stoffs zur Unterhaltung. Der Stoff ist hier also von so vielen Seiten reichhaltiger, und es herrscht eben:

falls gewöhnlich mehr Leichtigkeit des Ausdrucks in den ersten Zirkeln. Wenn das, was gesagt wird, auch nicht selbst empfunden, oder gedacht, sondern manierirt ist, so ist der Vortrag doch nicht schwer, steif oder pedantisch.

Von manchen der Uebel, die die Gesellschaft der ersten Zirkel drücken, ist gleichfalls die Gesellschaft der andern Zirkel nicht befreyet. Um nur eines von diesen Uebeln zu erwähnen, so hat die Veränderung in der Erziehung beynahe gleich in allen gebildeten Ständen gewirkt. Sobald also diese Zirkel so häufig zusammen kommen, daß die Gesellschaft aufhört, einigen Reiz der Neuheit für sie zu haben, sie ihnen keine Abwechselung und Erholung mehr gibt, so wird die Langeweile auf eine eigene Weise, aber gewiß eben so herrschend in diesen Gesellschaften wie in den ersten Zirkeln, seyn, und das Spiel bald

die einzige Unterhaltung in diesen Zirkeln abgeben. Finden sich gleich in solchen Zirkeln keine übermüthige Große, die durch ihre Gegenwart allen noch möglichen Ausbruch von geselliger Freude ersticken, alle Lebensgeister, gleich dem fürchterlichsten Sirocco, durch ihr Betragen, in welchem sie den Genuß ihrer drückenden Größe setzen, lähmen, so fehlt es doch dagegen an allgemeinem interessantem Stoff zur Unterhaltung; und so ideenreich einzelne Männer, so angenehm und für die Gesellschaft gebildet einzelne Weiber seyn mögen, so entbehrt doch die Menge zu sehr die wahre gesellige Bildung, als daß die Gesellschaft im Allgemeinen von beyden den großen Vortheil ziehen könnte, den beyde zu gewähren vermöchten. Die Menge bleibt steif und abgemessen, öffnet sich nicht ungezwungen, läßt sich nicht gehen, was für Manche auch nothwendig bleibt, die, wenn sie sich gehen ließen,

durchfallen würden, wogegen sie, bey dem Mangel an wahrer Weltbildung, allein die Steifheit schützt. Die häufigen Gesellschaften dieser Zirkel haben noch den sehr großen Nachtheil, daß sie diejenigen, die daran Theil nehmen, ganz von der Häuslichkeit abziehen, und sie zu einem Aufwande, der über die Kräfte so Vieler geht, verleiten. Mit minder Glücksgütern, wie eine große Zahl derer, die zu dem ersten Zirkel gehören, ausgestattet, ist ihnen also Häuslichkeit in jeder Hinsicht die erste und heiligste Pflicht, zu welcher sie vorzugsweise ihre Kinder durch ihr Beyspiel gewöhnen müssen. Die ganze Lage der Welt macht die Bildung des ersten Bürgerstandes von der äußersten Wichtigkeit, da die Staaten sich auf das vortheilhafteste vor allen andern auszeichnen werden, wo die angesehene bürgerliche Dienerschaft durch rechtliche Denkungsart, die mit einer gewissen Wohlhaben-

heit oder Beschränkung der Bedürfnisse auf das genaueste zusammenhängt, hervorsticht, was bey ihr ohne Sinn für Liebe zur Häuslichkeit nicht möglich seyn wird.

Uebertreiben diese Zirkel nicht den Genuß der geselligen Vergnügungen, und sind die Zusammenkünfte doch nicht so selten, daß sich die Mitglieder gar zu fremd werden, daß eine gewisse Art von ungelenkiger Unbekanntschaft mit einander verhütet wird, so müssen manche der gerügten Nachtheile wegfallen, und dann kann die größere Gesellschaft ihnen das vorzugsweise gewähren, was sie gewähren soll — Erholung, Abspannung von einförmigen Beschäftigungen, Aufheiterung; mehr wahrer Genuß kann in ihnen Statt finden, als da, wo die Fähigkeit zum Genuß durch Uebermaaß erschöpft, abgestumpft ist. In den Hauptstädten Deutschlandes werden manche der Häuser aus diesen Zirkeln, die, auf einen

glänzenden Fuß gehalten, ein Zufluchtsort der Fremden sind, sich nicht ganz selten durch die bald auffallende unmoralische Denkart oder Handelsweise des Wirths oder der Wirthin auszeichnen, von denen sich bald einer im Spiele, bald durch die Verheyrathung der Töchter, für den Aufwand, den die Haltung des Hauses veranlaßt, schadlos zu stellen sucht. Eine niedrige Denkart kann man in allen Ständen antreffen; von dieser Seite wird sie sich aber doch am wenigsten bey denen zeigen, die im Besitze eines wirklich großen Vermögens oder hoher Ehrenstellen, ihr Vergnügen am Repräsentiren finden, oder Standes wegen repräsentiren müssen.

Wie? ist denn kein Mittel vorhanden, daß die Gesellschaft, die dem Menschen eine so reiche Quelle des Vergnügens gewähren kann, in der wir grade auf unsrer Stuffe der Cultur so sehr an Bereicherung der Ideen

zu gewinnen vermögen, mehr ihren sehr wichtigen Endzwecken entsprechen sollte? Sind wir bestimmt, fortdaurend über das drückende Uebel der geselligen Langeweile, mit geringen Ausnahmen, zu klagen? Soll der Ausspruch des Dichters so oft wahr bleiben:

„Gute Gesellschaft hab' ich gesehen; man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt."

Die Sache ist viel zu wichtig, als daß nicht Jeder, der des Uebels erwähnt, auch einiger der möglichen Gegenmittel gedenken müßte.

Verderbt die Kindheit nicht durch zu frühen Genuß der Freuden, die für das Alter nicht gehören: und ein großer Schritt ist geschehen, um bey der angehenden Generation wieder einen lebhaftern Frohsinn zu bilden. Daß doch ja der Jugend bey ihrem Eintritte in die Welt recht vieles neu seyn

möge *)! Denjenigen, die einmal in der Welt leben, die Langeweile in der Gesellschaft stark empfinden und häufig darüber klagen, bleibt, weß Standes und Alters sie seyn mögen, nur der einzige Weg zur Verminderung des Uebels, den die Natur, in Verbindung mit der itzigen Stimmung der Men-

*) Rousseau sagt im Emil über diesen Gegenstand sehr richtig: Les jeunes demoiselles françoises sont toutes élevées dans des couvens jusqu'à ce qu'on les marie. S'apperçoit on qu'elles aient peine alors à prendre ces manières, qui leur sont si nouvelles, et accusera-t-on les femmes de Paris d'avoir l'air gauche et embarrassé, d'ignorer l'usage du monde, pour n'y avoir pas été mises dès leur enfance? Ce préjugé vient des gens du monde eux-mêmes, qui, ne connoissant rien de plus important que cette petite science, s'imaginent faussement qu'on ne peut s'y

schen, vorzeichnet, der nämlich: sparsamer des Vergnügens zu genießen, um häufigern oder größern Genuß zu haben, — kurz, der Moral des alten la Fontaine, in seiner Erzählung von der Aalpastete, zu folgen.

Derjenige, der einige Talente für die Gesellschaft hat, und so viel in Verbindung

prendre de trop bonne heure pour l'acquérir. Il est vrai qu'il ne faut pas non plus trop attendre. Quiconque a passé *toute* sa jeunesse loin du grand monde, y porte le reste de sa vie un air embarrassé, contraint, un propos toujours hors de propos, des manières lourdes et maladroites, dont l'habitude d'y vivre ne le défait plus, et qui n'acquièrent qu'un nouveau ridicule par l'effort de s'en délivrer. Chaque sorte d'instruction a son temps propre qu'il faut connoître, et ses dangers qu'il faut éviter.

mit ihr bleibt, daß er ihr und den kleinen Vorfällen des Tages nicht ganz fremd wird, genießt ganz sicher das Vergnügen, das die Gesellschaft gewährt, weit lebhafter, wenn er selten in ihr erscheint, und sich vor Uebersättigung hütet. Solcher Einzelnen gibt es gewiß noch an allen etwas größeren Orten. Diese klagen nicht über Langeweile; denn wenn ihnen gleich die Gesellschaft, nach der Stimmung, in welcher sie selbige treffen, nicht jedesmal Vergnügen oder Erholung gewährt, so behält sie doch einen gewissen Reiz der Neuheit für sie, und bringt eine höchst nöthige Abwechselung in den Gang ihres Lebens. Was diese Einzelne thun, können die Meisten, sey es auch mehr oder minder, wenn sie nur wollen. Wenn die geselligen Zirkel aufhören werden, ein tägliches Bedürfniß zu seyn, so wird man nicht so viel über Langeweile in ihnen klagen. Wenn man sich

weniger sieht, wird man sich lieber sehen. Wenn man die lächerliche Gewohnheit aufgibt, eine einmal festgesetzte Zahl von Stunden in der Gesellschaft zuzubringen, und statt dieses nur so lange in den geselligen Zirkeln bleibt als einen eine angenehme Unterhaltung fesselt, oder mitten in dem Vergnügen abbricht, ehe das Vergnügen von uns weicht, so wird man mit heiterm Sinne nach Hause kehren, indessen Andere ihre Erlösung von der Langeweile, die sie drückt, von den Zeigern ihrer oft herausgenommenen Uhren erwarten, die ihnen stets zu langsam gehen.

Diese Mittel scheinen die einzigen. Wer sie nicht anwenden will, mag fortfahren, Langeweile zu fühlen und über Langeweile zu klagen, und durch dieses Gefühl und diese Klagen noch mehr Langeweile zu verbreiten. Auf eine Umänderung der Stimmung der vorhandenen Menschen läßt sich nicht rechnen. Die

ungleich größere Zahl des männlichen Theils der Gesellschaft bestehet in Deutschland aus Männern, die in Aemtern stehen, denen sie einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit widmen müssen. Nur in den zwey größten Städten unsers Vaterlandes mag die Zahl der völlig unabhängigen unbeschäftigten Personen in der Gesellschaft von irgend einiger Bedeutung seyn. Die Beschäftigten können nicht mehrere Kräfte, nicht mehr Aufwand von Geist, wie bisher, an die Gesellschaft verwenden, und unter den Unbeschäftigten ist es nur ein sehr kleiner Haufen, der Kräfte, der Ideen genug besäße, um sich für die Gesellschaft wahrhaft wichtig und nützlich zu machen. Die Unbeschäftigten können in den meisten Städten nur durch sehr viele Talente und Unterhaltungsgabe den Mangel der vielfältigen Verbindungen ersetzen, die in Deutschland allein der Dienst gewährt. Durch die

Männer ist also keine Veränderung in dem herrschenden geselligen Tone zu erwarten; und so viel die Weiber auch vermögen, so können sie doch diese Veränderung, ohne Mitwirkung der Männer, nicht zu Stande bringen, ungerechnet, daß aus vielen Ursachen nur sehr wenige Weiber zur Hervorbringung dieser Veränderung aufgelegt oder tauglich seyn möchten.

Was sollen aber so viele Menschen, die ihre Zeit nicht hinzubringen, nicht zu tödten wissen, mit dieser für sie drückenden Bürde des Lebens anfangen, wenn sie weniger in den gemischten geselligen Zirkeln erscheinen und sich weniger darin aufhalten? Wird nicht die Langeweile, die sie aus dem Hause trieb und ihnen in den Gesellschaften folgte, sie nunmehr allein im Hause quälen? und wozu eine Veränderung, wenn man nur Langeweile mit Langeweile vertauscht? Freylich müssen

wir

wir es zugeben, daß eine beträchtliche Anzahl sich in diesem Falle befinden wird, und dieser Anzahl, die allenthalben Langeweile fühlt, die sich weder im Hause beschäftigen, noch außer dem Hause vergnügen kann, stehet nun einmal nicht zu helfen; aber es gibt doch nicht minder eine sehr große und wegen der Eigenschaften des Geistes oder des Herzens ungleich wichtigere Zahl, die noch Fähigkeit, Vergnügen zu genießen, besitzt, bey der diese allein durch die steten und gleichförmigen geselligen Zerstreuungen eingeschlummert oder abgestumpft ist. Diese würde offenbar durch eine sparsamere Aufsuchung des nämlichen Genusses, durch eine bessere Oekonomie des Vergnügens, gewinnen. Wäre die Veränderung erst herrschender Ton geworden, dann ahmten ihn sicher manche von denen, die allein zu dem Genusse der Langeweile bestimmt scheinen, nach, und schlechter, wie

vorhin, würden sie sich auch nicht bey dieser Veränderung befinden. Mehrere konnten noch wol gar Kräfte in sich entdecken, die sie vor dieser Veränderung nicht kannten, die ihnen einigen Genuß zu geben vermöchten. Allein, wie Gefangene in ihre Häuser eingeschlossen, brauchten darum die Menschen nicht zu leben. Völlig allein leben ohnehin nur äußerst wenige Menschen. Die meisten leben in Familien. Könnte nicht eine Veränderung in der Lebensweise dahin führen, daß aus der wichtigsten und heiligsten Verbindung, der des Familienbandes, mehr Genuß gezogen würde, ohne daß man in das für unbeschäftigte Menschen gefährliche andere Extrem verfiele, nur ganz allein und zuviel in seiner Familie zu leben, durch das beständige Zusammenhocken sich wechselseitig alle Lebensgeister auszumergeln, und dadurch in dem Schooße der sogenannten häuslichen Glück-

seligkeit der Langenweile einen unvergänglichen Thron zu errichten?

Würden nicht bey einer Veränderung in der Lebensweise die Besuche einzelner Menschen bey Einzelnen zunehmen; und könnte dieses nicht eine Quelle mannigfaltigen Genusses werden, wenn man sie recht benutzte, und sie sich dadurch nicht verdürbe, daß man dem Besuche des Einzelnen einen ganzen Nachmittag widmete? Sobald man irgend ein etwas ausgebreitetes Interesse und Zuverlässigkeit des Charakters hat, so gibt es wenige Menschen, mit denen man nicht einmal eine halbe oder eine ganze Stunde allein zubringen könnte, ohne Langeweile zu empfinden, da hingegen die Unterredung sehr leicht peinigend-steif werden wird, wenn drey Menschen zusammentreffen, die nicht recht zu einander passen. Der Einzelne öffnet sich gegen den Einzelnen, spricht freyer, läßt seinen natür-

lichen Empfindungen ihren Lauf. Das alles verschwindet, wenn der Dritte hinzukömmt. Aus eben dem Grunde sind so selten kleine Zirkel, Cotterien, das was man denkt, das sie seyn müssen. Nur eine Person, die nicht recht hineingehört, oder die grade verstimmt ist, wird den ganzen kleinen Zirkel verstimmen; ein Uebel, was in größern Gesellschaften nicht Statt findet, wo es auch der Gelegenheiten genug gibt, daß zwey Menschen sich allein, wiewol gewöhnlich nur auf eine kurze Zeit, unterreden können.

Im Tete-a-Tete lernen sich die Menschen weit besser, als in den geselligen Zirkeln aller Art, kennen, und die guten Seiten der Menschen zeigen sich darin weit mehr. Derjenige, der zu blöde, zu bescheiden ist, um in der Gesellschaft vorzutreten und mitzusprechen, wird hier manche sehr schätzungswürdige Eigenschaften entfalten. In der Gesell-

schaft, wo Alle ihren oft aus Nebenursachen gestempelten Werth haben, hört man den nicht Hochgezeichneten kaum an, wenn er spricht; ein Beweis einer kalten Verachtung, der Alle die, welche nicht einen großen Grad von Selbstvertrauen besitzen, niederschlagen und furchtsam machen muß. In der Gesellschaft ist es zur herrschenden Gewohnheit geworden, daß alle Unterredungen pfeilschnell dahin strömen müssen. Es gehört also nicht allein die Gabe, sich mit Leichtigkeit ausdrücken zu können, sondern eine sehr behende schnelle Zunge dazu, um ein Wort einzuwerfen und mitgehört zu werden; ein Vorzug, den bey weitem nicht alle Menschen, die sehr vernünftig sprechen können, genießen. In den Zirkeln regen sich so manche Prätensionen. Man will sich zeigen, läßt sich nicht gehen, und erscheint links oder matt. Dieses alles fällt meistens im Tete:a:Tete weg, und, was das

Wichtigste ist, hier hat man Gelegenheit zu so vielen Gegenständen der Unterhaltung, die man in den Zirkeln nicht berühren kann, entweder weil sie ein Vertrauen voraussetzen, das da nicht Statt findet, weil der Gegenstand zu ernsthaft ist, oder eine zu lange Erörterung erfordert, und sich also in beyden Rücksichten nicht für die Gesellschaft schickt.

Mehrere Besuche von Einzelnen zu Einzelnen würden mehr Abwechselung und mithin mehr Vergnügen in das Leben bringen. Aber auch hierauf sollen sich die Menschen nicht beschränken. Sie sollen ihre Cotterien und größere Zirkel beybehalten, nur mäßiger in deren Genuß seyn, denn auch diese können viel Vergnügen gewähren, wenn man sich vor Uebersättigung hütet.

Wäre es möglich, daß durch die Verminderung des Besuchs geselliger Vergnügungen wahre Häuslichkeit, und der Sinn

dafür, zunehmen könnte, so wäre allerdings noch ein höherer Zweck erreicht. Wenn wir uns selbst fehlen, uns durchaus nicht mit uns und für uns beschäftigen und froh seyn können, dann fehlt uns doch der sicherste, treueste Freund, das Wichtigste, weß Standes und Geschlechts wir auch seyn mögen. Der Mensch, der sich mit sich selbst, in seinem Hause, niemals wohl fühlt, dem ist eigentlich nirgend wohl, und er sucht sich nur in dem Rausche geselliger Zerstreuungen zu betäuben. Von der größten Wichtigkeit wäre aber besonders die Zunahme der Häuslichkeit für das weibliche Geschlecht, das allein in der rechten Benutzung des häuslichen Lebens seine Hauptbestimmung erfüllen kann. Zu der Eingezogenheit der Weiber unsrer alten deutschen Voreltern und der der Völker des Alterthums können und sollen unsre Frauen nicht zurückkehren. Nach dem gan-

zen Zustande der itzigen Civilisation ist dieses unmöglich, und in Beziehung auf die Stuffe der Cultur, auf der wir Männer itzt stehen, wäre es für uns gar nicht wünschenswerth. Bey der Unabänderlichkeit und Nützlichkeit der Theilnahme der Weiber an dem geselligen Leben dürfen wir jedoch nie die Hauptbestimmung des andern Geschlechts — die Häuslichkeit — aus den Augen verlieren; und da unläugbar diese von einer großen Anzahl zu sehr hintangesetzt wird, so ist es Pflicht für Jeden, der auf Weiber wirken kann, dahin zu streben, sie zu einer vernünftigen Häuslichkeit zurückzuführen. Eine höchst dringende Ursache in unsern Zeiten, die allenthalben fühlbar ist, macht dieses noch um so nothwendiger: nämlich die zunehmende Theurung der meisten und nothwendigsten Lebensbedürfnisse, die diejenigen, welche ganz oder größtentheils von fixen Einnahmen leben müs-

sen, also bey weitem den größern Theil unter den gebildeten Ständen, sehr drückt. — Sollen nicht die größten Zerrüttungen in dem Innern der Familien entstehen, so ist schon aus diesem Grunde allein Zunahme der Häuslichkeit eins der dringendsten Bedürfnisse des Zeitalters. Vorzüglich in dem weiblichen Geschlechte muß das Gefallen an der Häuslichkeit zunehmen, wenn es recht wirksam werden soll. Manche Frauen können ihren Männern das Haus zum angenehmsten Aufenthalte machen; dem Manne wird dieses nicht so leicht, wenn die Frau sich schon dem Strudel geselliger Zerstreuungen ergeben hat.

Es ist häufig in dem Vorhergehenden des großen Einflusses gedacht, den die Litteratur oder einzelne Bücher auf die Menschen, den geselligen Ton, und besonders den weiblichen Charakter, hatten. Wie zuerst die Litteratur bey dem andern Geschlechte der höhe-

ren Stände in Deutschland rechten Eingang erhielt — der Anfang dieser Periode reicht kaum bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts —, mußte der Reiz der Neuheit den Einfluß der Litteratur außerordentlich vermehren. Unsere Großmütter hatten so wenig oder gar nicht gelesen. Für ihre Töchter war also das Lesen eine ganz neue Gattung des Vergnügens; und, was wir nicht genug wiederholen können, diese Gattung wirkte schon darum so viel, weil sie neu war. Hiezu kam, daß grade große Schriftsteller zu der Zeit schrieben, und viel schrieben. Die französische schöne Litteratur war die erste, die Eingang fand. Von Frankreich war die gesellige Bildung der höheren Stände ausgegangen. Die französische Sprache war die Sprache der feinen Welt. Die deutsche Litteratur existirte nicht, oder war zu elend und geschmacklos. Die englische Sprache, und

also auch die Litteratur der Nation, war unbekannt. In Frankreich schrieb damals vorzüglich Voltaire. Dieser hat zwar, wegen der großen Verschiedenheit des Nationalcharakters seines und unsers Volks, kaum nur etwas daurenden Einfluß bey uns erhalten; aber den ersten Geschmack an der Litteratur hat er den höheren Ständen Deutschlands gegeben. Gereizt durch das Beyspiel der Höfe, drängten sich die gebildeten Weltleute, um seiner Schriften habhaft zu werden. Wie allmälig die großen Schriftsteller Frankreichs von der Bühne abzutreten anfingen, keimte und blühete die deutsche Litteratur auf und mit der englischen Sprache und der englischen Litteratur ward man ungefähr um die nämliche Zeit bekannt. Auf die Bildung der Weiber, die in diesen Zeitraum fällt, hatte daher die Litteratur einen so großen Einfluß, wie sie ihn schwerlich je wieder erhal-

ten wird. Das Lesen war eine neue Beschäftigung, und die Werke einer großen Zahl der vorzüglichsten Schriftsteller mehrerer Nationen waren neu. Die Weiber, die keinen eigentlichen Sinn für diese Beschäftigung hatten, mußten sie doch mit ergreifen, aus Ton, und weil sie sich nicht dem Vorwurfe blosstellen wollten, daß sie eben so ungebildet, wie ihre Mütter, wären. Wenn die Gesellschaften gleich nicht in pedantische gelehrte Zirkel ausarteten, so erregte die Litteratur doch nach und nach ein so großes Interesse, daß sie mit Stoff zur Unterhaltung für die damals jüngere Welt wurde, wobey die Unterredung an einem reichhaltigen Felde, worüber gesprochen werden konnte und mit Theilnahme gesprochen ward, gewann.

Allmälig änderte sich wieder der Ton. Das Lesen, das für die Mütter zum Theil mit durch die Neuheit eine so interessante

Beschäftigung gewesen war, konnte es aus dieser Ursache für die Töchter nicht mehr seyn. Von Kindheit auf waren diese gewohnt, Bücher zu sehen. Sie erhielten in ihrer Kindheit einen weit ausgebreitetern Unterricht über mannigfaltige Gegenstände, als ihre Mütter empfangen hatten, durch bestellte Meister. Zu diesem Unterrichte wurden Bücher gebraucht, und Unterrichtsstunden machen der Kindheit selten Bücher angenehm. Wenn dem einzelnen Menschen gleich alles neu seyn muß, was er nicht kennt, so sehnt sich doch die Jugend, im Ganzen genommen, nach etwas anderm, als den Moden, die sie bey den Eltern herrschend antreffen. Die Meisterwerke der größten Schriftsteller Deutschlands waren bereits erschienen, und diese Schriftsteller nicht durch andere von gleichem Werthe ersetzt. Der Gang, den die Litteratur in unserm Vaterlande nahm, mußte

ihren Einfluß untergraben. Eine ungeheuer große Anzahl von Schriften erschien halbjährig; aber des Guten gabs viel zu wenig im Verhältniß zum Schlechten, und das einzelne Vortrefliche, was dann und wann uns noch geschenkt ward, hob sich nicht in der Flut von mittelmäßigen oder elenden Schriften, die uns überschwemmte, sondern der Eindruck ward durch diese geschwächt, und das Hervorragende in dem Strome mit weggerissen und verdrängt. Die Erscheinungen in der französischen und der englischen Litteratur waren gleichfalls nicht von der Art, daß sie häufig ein großes Interesse hätten erwecken können.

Die Theilnahme an der Litteratur minderte sich also bey der angehenden Generation von beyden Geschlechtern in den höheren Ständen zusehends. Die ältern Personen, denen das Lesen zur Gewohnheit geworden

war, fuhren zwar in dieser Gewohnheit fort; allein dasjenige, woran die Jugend nicht Theil nimt, kann unmöglich herrschender Ton bleiben, ein lebhaftes Interesse in der Gesellschaft erregen. In der Gesellschaft ward bald sehr wenig oder gar nicht mehr von Litteratur gesprochen. Diese ergibige und interessante Quelle versiegte. Das Lesen der Schriften aus dem Fache der schönen Litteratur gewann zwar außerordentlich an Ausdehnung, und verbreitete sich in die unteren Stände, häufig genug zu ihrem Unglücke; aber in den höheren Ständen nahm überhaupt das Lesen, und vorzüglich das Interesse an dem Gelesenen, sehr merklich ab.

Diese Veränderung hatte schon einige Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution ihren Anfang genommen. Das allgemeine Interesse ward durch diese große

Weltbegebenheit fast ausschließend auf politische Gegenstände gezogen. Die unglücklichen innern Spannungen, die allenthalben durch diese Revolution hervorgebracht wurden, veranlaßten eine größere Aufmerksamkeit auf alles, was im mindesten Beziehung auf die streitigen Punkte haben konnte. Mehrere der neuen Werke der Litteratur enthielten manches, was den höheren Ständen sehr missfällig seyn mußte. Zu der Gleichgültigkeit oder Abneigung, die der Zustand der Litteratur im Allgemeinen veranlaßte, kam bey einigen Männern von Ansehen und Einfluß ein gewisser Widerwillen gegen das Gedruckte, wenigstens das neue Gedruckte, hinzu. Der Haß, den sie auf die sogenannten Philosophen geworfen hatten, ging nun auch auf die schönen Geister über, und wirkte mit, den Eingang und Einfluß der schönen Litteratur in die höheren Stände zu hemmen.

Diese

Diese aus den Zeitumständen entspringende Ursachen werden bey veränderten Umständen allmälig verschwinden. Ob aber die Litteratur in den höheren Ständen je wieder ein sehr lebhaftes Interesse erregen, ob sie wieder mehreren Stoff zur Unterhaltung in der Gesellschaft darbieten wird, das alles scheint sehr ungewiß. Der Sinn für die Litteratur hat bey den Menschen in diesen Ständen merklich abgenommen, und Schriften, welche diesen Sinn, wenn es möglich wäre, wieder recht beleben könnten, gehören zu sehr zu den höchst seltenen Erscheinungen. Beydes muß sich ändern, wenn die Litteratur wieder sehr an Eingang und Einfluß gewinnen soll.

Welche bleibende Wirkungen die großen Weltbegebenheiten des letzten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts auf Bildung, Charakter und Lage des andern Geschlechts, auf

den geselligen Ton, haben werden, läßt sich noch gar nicht bestimmen, und am wenigsten, in Beziehung auf die höheren Stände Deutschlands, mit einiger Gewißheit voraussehen. In dem Geräusche der Waffen, bey dem gänzlichen Umsturze, den so viele Staaten erfuhren, der so vielen andern mehr und minder drohete, mußte die Aufmerksamkeit der meisten Menschen auf die Fortdauer der eigenen Existenz zuerst gerichtet seyn, und hiedurch sich das Interesse an den Weibern verringern, ihr Ansehen vermindern. Wird aber nach dem Zustande der völlig wiederhergestellten Ruhe nicht alles, in Beziehung auf die Gesellschaft, in das vorige Gleis zurückkehren, wird das gesellige Interesse das politische, oder, umgekehrt, dieses jenes fortdaurend lähmen? darüber kann allein die Erfahrung in der Folge entscheiden. Der Aufenthalt einer sehr großen Anzahl von Emigrirten

der höheren Stände aus mehreren Ländern scheint in Deutschland im Allgemeinen in der größern Welt keinen recht daurenden Einfluß gehabt zu haben, da die erste Klasse an manchen Orten sich des genauen Umgangs mit den Ausgewanderten enthielt. Nur in den Städten, in welchen die Verfeinerungen des Tons der Geselligkeit noch keine große Fortschritte gemacht hatten, wo noch alte deutsche oder reichsstädtische Art und Lebensweisen herrschten, in welchen sich eine große Zahl Ausgewanderter niederließen, mag das Sittenverderbniß zugenommen haben, oder mit geringerer Verheimlichung getrieben und ausgebreiteter geworden seyn.

So wenig wie die politischen Begebenheiten bis itzt große Veränderungen, in Beziehung auf die Weiber und den Zustand der Geselligkeit, hervorgebracht haben, wenn gleich vorauszusehen steht, daß die durch den Krieg

entstandene Verarmung vieler reichen und wohlhabenden Familien der höheren Stände in vielen Provinzen eine Verminderung des Luxus und der Ausgaben, die die Geselligkeit nach sich zieht, zur Folge haben muß: eben so wenig scheint auch die auswärtige Litteratur, aus den oben angegebenen Gründen, in etwas mehr als den letzten zehn Jahren von irgend einem bedeutsamen Einflusse gewesen zu seyn.

Sehr bemerkungswerth ist es, daß einige Jahre vor der französischen Revolution, grade zu der Zeit, wo die Sitten in Paris, wo nicht schlechter wurden, doch immer mehr den Anstrich des Anstandes verloren, in sehr vielen Schriften der französischen schönen Litteratur ein empfindelnder süßlicher Ton herrschend ward, und unzählige Gemälde von Charakteren und Scenen aus einer Unschuldswelt geliefert wurden. Die bey manchen

sonstigen Schönheiten überzuckerten und geleck-
ten Schilderungen des Idyllendichters Geß-
ner gaben wol in Frankreich hiezu die erste
Richtung, wo sie einen daurenden Beyfall
in dem Grade erhielten, wie sie ihn anders-
wo nicht fanden. Diese Manier hat sich
bey den französischen Schriftstellern lange er-
halten. Selbst in den grausamen Zeiten der
Revolution, in den Werken von Personen,
die thätig Theil an diesen Grausamkeiten
nahmen, herrschte in vielen Schriften ein
Ton der sanftesten, ganz in das Matte fallen-
den Empfindungen, eine Empfindeley, kurz,
eine idyllenartige Salbung, eine seynsollende
Simplicität, eine gezärtelte Theilnahme an
den natürlichen ersten Gefühlen der Mensch-
heit, Darstellungen eines kindlichen goldenen
Zeitalters, des Schäferlebens; Gegenstände
und Styl, die man am wenigsten in den
Zeiten und von manchen Verfassern hätte

erwarten mögen. Dieser Ton scheint selbst itzt noch in vielen französischen Schriften fortzuhallen, und der Beyfall muß hauptsächlich auf das weibliche Geschlecht in Frankreich berechnet seyn. In Deutschland hat diese Manier weder viele Nachahmer noch Einwirkung erhalten. Die Zeiten unsrer Empfindsamkeit waren vorüber, wie der Ton bey den französischen Schriftstellern Mode ward. Der Ton gibt aber einen lehrreichen Beweis, wie wenig oft aus der Manier und den Gegenständen, die die Autoren zur Behandlung wählen, auf die wirklichen Sitten der Zeit zu schließen stehet, wenn nicht die von der Frau von Stael von diesem schriftstellerischen Tone gegebene Erklärung, daß nämlich unter einem hoch verdorbenen Volke das Bild der strengen Tugend allein gefalle, hier passend und die wahre Erklärung des Phänomens ist.

Das tägliche Erscheinen der Weiber in gemischten Gesellschaften kam zuerst in Frankreich auf. Wir Deutschen haben hierin und in allen Veränderungen des Tons der Geselligkeit und der Mode uns bestrebt, französische Sitten nachzuahmen. Mit England wurden wir viel später bekannt, und es lag so viel Eigenthümliches in den englischen Sitten, was sich zum Theil auf die englische Verfassung gründete, das sich nicht gut nachmachen ließ. Zudem begünstigten die Höfe, aus leicht begreiflichen Ursachen, bey uns lange Zeit die Verbreitung des englischen Tons nicht. Unsere beyden Hauptstädte, Wien und Berlin, hatten sich, so weit es der Nationalcharakter erlaubte, nach französischer Weise gemodelt, die in Wien den Rest burgundisch-spanischer Sitten verdrängte. Wien diente wieder den größeren katholischen Höfen zum näheren Vorbilde, und Berlin ward in

der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in manchen Stücken zum Muster des protestantischen Deutschlands. Bey einer genauern Bekanntschaft mit England, die in einem Theile des nördlichen Deutschlandes ihren Anfang nahm, fing man an, manche englische Moden nachzuahmen, von denen viele einen großen Eingang erhielten. In der gewöhnlichen Kleidung beyder Geschlechter hörte ein großer Theil von Deutschland auf, französischen Mustern zu folgen, und copirte die Engländer; aber in dem geselligen Tone der gemischten Gesellschaften ward die Nachahmung der Engländer nicht sehr sichtbar, wenn gleich einzelne Personen von beyden Geschlechtern es affektirten, die Engländer spielen zu wollen, und verunglückte Nachahmungen lieferten, die sich in dem männlichen Geschlechte gewöhnlich durch den Mangel einer gutmüthigen Zuvorkommung und einer an

Plumpheit gränzenden Gleichgültigkeit, bey den Weibern aber in einer leblosen Eitelkeit und einer beleidigenden stolzen Kälte zeigten. Der sehr große Einfluß der englischen Litteratur auf die unsrige, und die an einigen Orten große Verbreitung der Kenntniß der englischen Sprache wirkten weniger auf die Sitten und den geselligen Ton, als man es hätte erwarten sollen. Nur eine gesellige Einrichtung, die ursprünglich in England entstanden war, faßte sehr ausgebreitet in Deutschland Wurzel, und erhielt einen bedeutenden Einfluß auf den herrschenden Ton — nämlich die der Clubs.

Daß gelegentliche Zusammenkünfte von Männern mit Männern, ungeachtet der täglichen gemischten Gesellschaften der beyden Geschlechter, manchen Männern aus mehreren Ursachen angenehm, einigen wol sogar ausschließend angenehm, bleiben mußten, war

natürlich. Bald fand sichs auch, daß diese Zusammenkünfte für Geschäftsleute zur Betreibung mancher kleiner Geschäfte, gleich einer Börse, sehr bequem waren, und die freyeren Unterredungen, die in diesen Zusammenkünften zuweilen über interessante Gegenstände vorfielen, machten sie nützlich. Es war eine bis zu Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrschende Sitte bey unsern Vorvätern gewesen, des Nachmittags die Weinhäuser zu besuchen. Die allmälig entstandene Verminderung der Neigung zum Trinken, die Mode, die das Besuchen der Weinhäuser für Personen von Stande und einiger Bedeutung im Staate als unanständig zu erklären anfing, die unangenehme Nothwendigkeit, in den Weinhäusern einem Jeden den Zutritt zur Gesellschaft verstatten zu müssen, und gar keine Auswahl treffen zu können, eben die Ursache, die es verhinderte, daß in

Deutschland die eigentlichen Kaffeehäuser nie die Versammlungsorte der guten Gesellschaft wurden, mußten den Gedanken von einer nach Gutdünken der Mitglieder geschlossenen Zusammenkunft von Männern, nach dem Vorbilde der englischen Clubs, erwecken.

In dem nördlichen Deutschlande entstanden die Clubs nicht vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Lange dauerte es, ehe sie sich weiter verbreiteten; lange, ehe das Besuchen derselben zum Tone gehörte, ehe die Clubs von andern, von den gemischten Gesellschaften ihre Mitglieder merklich abzogen. Die Zahl der Mitglieder war anfänglich nicht groß, und außer einigen ältern Männern, die sich im Club häufig versammlen mochten, sahen die meisten der Mitglieder diese Einrichtung als eine Ressource an, der sie sich nur auf Augenblicke, oder wenn es sonst gar keine Gesellschaft gab, bedienten.

Erst zur Zeit des amerikanischen Krieges fing das Besuchen der Clubs im nördlichen Deutschlande an, recht Mode zu werden. Die Mitglieder fanden sich meistens täglich ein; es traten so viele neue hinzu, daß die alten Zimmer die Gesellschaft nicht mehr fassen konnten. Ein höheres, zuweilen ein verbotenes, Spiel mochte eine mitwirkende Ursache dieser Veränderung seyn; aber das letzte mußte die Gesellschaft bald untersagen, je mehrere und je angesehenere Personen in derselben aufgenommen wurden. Die Mittheilung der politischen Neuigkeiten der Zeit und die Gespräche darüber waren wol der Hauptgrund der Frequenz der Clubs. An einigen Orten wirkte auch der damals herrschende Ton der Empfindeley bey den Weibern dazu, daß ältere Männer, die diese Ziererey anekelte, die, um sich aufzuheitern, in Gesellschaft gehen, und nichts von wimmernden Klagen, etwa über eine Mücke,

die sich am Lichte verbrannt hatte, hören wollten, sich der weiblichen Gesellschaft entzogen, und täglich dafür die Clubs besuchten. Kurz, alles strömte den Clubs zu. Es war eine Schande, nicht von einem Club zu seyn. Ein Jeder mußte suchen, aufgenommen zu werden. Mitglied nur eines Clubs zu seyn, damit begnügten sich viele Personen aus den höheren Ständen nicht. Die Mode, einen Club zu errichten und zu einem Club zu gehören, blieb nicht bey den gebildeten Ständen stehen, sondern erstreckte sich auch tiefer hinunter.

Die gemischten Gesellschaften wurden weit weniger von Männern besucht, worüber die Damen laut und fortgesetzt klagten. Die Männer brachten dagegen ihre Zeit in den Clubs vergnügt zu. Diese Gattung der Geselligkeit hatte den Reiz der Neuheit. Es entstand eine große Annäherung der Männer aus den verschiedenen Klassen der gebildeten Stände zu ein-

ander. Männer, die sich sonst ganz fremd waren, oder wenig kannten und sahen, rückten näher. Ein drückender Zwang war aus diesen Versammlungen entfernt, wo doch vorzüglich, so lange als dieses Vergnügen neu war, man sich nicht zu genau kennen gelernt hatte, noch eine gewisse Auswahl in der Aufnahme der Mitglieder Statt fand, gehörige Achtung, Anstand und wechselseitige Aufmerksamkeit herrschte; die mannigfaltigen Arten des Interesses, die viele Mitglieder hineinbrachten, belebten die Versammlungen.

Junge Leute, die eben in die Welt traten, nahm man in dieser Zeit in den Clubs nicht auf. Diese mußten wenigstens etwas, und von der vortheilhaften Seite, in den meisten Fällen bekannt seyn, ehe man ihnen den Zutritt gestattete. Es war also nicht allein eine gewisse Art von Auszeichnung für die jungen Leute, die aufgenommen wurden, sondern es lag für sie

in der verspäteten Aufnahme ein doppelter, viel größerer Vortheil: erstens wurden sie nicht von den gemischten Gesellschaften durch die Clubs abgehalten. Sie wurden dem Umgange mit Weibern nicht entzogen, der für die erste Bildung junger Leute, durch Erregung einer anständigen Neigung, gefallen zu wollen, so äusserst wichtig bleibt, und dessen Vortheil bey denjenigen, die ihn in den ersten Jahren ihres Eintritts in die Welt entbehrten, sehr schwerlich je wieder zu ersetzen stehet, da, wenn die ersten Jahre ohne Umgang mit Weibern der feinern Welt verflossen sind, fast ohnfehlbar eine steife Verlegenheit, wie man sich in dem Umgange mit solchen Weibern benehmen muß, eintritt, die dem Betragen eine sehr schwer auszuglättende Falte eindrückt, und natürlich genug eine Abneigung gegen den weiblichen Umgang der Art erzeugt. Treten die jungen Leute zuerst in den Clubs auf, so wird den

meisten der zwanglose Ton darin zwar sehr wohl gefallen; aber Viele werden diesen zwanglosen Ton nur darum lieben, weil sie, müßig dahin gestreckt, in völliger Geistesunthätigkeit vegetiren und sich gehen lassen können. Dieses Gehenlassen und selbst schon der häufige Anblick, wie ältere Männer sich dort gehen lassen, ist für Jünglinge höchst schädlich. Der Held mag auf seinen Lorbeeren ruhen: der junge Mann, der eben in die Welt tritt, muß sich erst durch die größte Anstrengung das Recht dazu erwerben. Die Entfernung alles Zwanges verhindert die ersten Veranlassungen, die zu interessanten Unterredungen führen: Veranlassungen, die für nicht sehr ideenreiche oder sehr gewandte Köpfe — und beydes ist in der Regel der junge Mann nicht, und kann es nicht wohl seyn — schwer aufzufinden sind. Zweytens wird der Jüngling durch seinen frühen Eintritt in Clubs gewöhnlich abgehalten, sich nähere und

vertraute

vertraute Freunde zu suchen, in deren Umgange vorzüglich zu leben. Das Bedürfniß, Menschen zu sehen, auch wol Menschenstimmen zu hören, wird ja in den Clubs befriedigt. Der Trieb zu genaueren Verhältnissen, der in dem großen Haufen, wie alle sittliche Triebe, nur schwach gezeichnet liegt, erhält durch die Uebersättigung mit dem sogenannten gewöhnlichen Umgange keine Gelegenheit zu erwachen. Wäre dieser gewöhnliche Umgang nicht da, dann würde die Noth beten lehren. Der Eine würde den Andern aufsuchen, und es könnte nicht fehlen, daß sich Menschen, die einigermaßen für einander paßten, finden würden. Wir wollen nicht hier den Leser mit einer weitläuftigen Auseinandersetzung ermüden, wie wichtig solche genaue Verhältnisse für Herz und Kopf durch das ganze Leben hindurch sind, noch auch, wie höchst selten die Menschen seyn mögen, die nach dem Verluste der

Jugend noch solche Verhältnisse schließen können, und daß es also für das Zeitalter heißen muß: itzt oder nie; aber das darf nicht unbemerkt bleiben, daß es sehr irrig wäre, zu glauben, daß grade die Clubs Gelegenheiten zu genauen vertraulichen Verbindungen unter jungen Leuten geben. Gewohnt, neben einander hinzuschlendern, entstehen hier unter Jünglingen, die sonst kein anderes Band zusammenbringt, keine Veranlassungen zur wahren Annäherung. Keiner sucht den Andern, sondern Jeder nimt, was er findet; und da die meisten jungen Leute, wenn gleich einige von ihnen innere Lebhaftigkeit des Geistes besitzen, doch nur sehr geringe Gaben zur Unterhaltung haben können, weil, wie schon erwähnt ist, es ihnen an Mannigfaltigkeit der Ideen, an Geschmeidigkeit des Ausdrucks und Verbindungen mit Menschen fehlt, so werden sie vorzugsweise zum Spiel auf

den Clubs ihre Zuflucht gegen die Langeweile nehmen. Das häufige Besuchen der Clubs wird also für junge Leute sehr leicht nachtheilig seyn, der Vortheil aber nur darin bestehen, insofern sie dadurch von eigentlich sogenannter schlechter Gesellschaft abgezogen werden.

Nahm man anfangs die jungen Leute bey ihrem Eintritte in die Welt in die Clubs nicht auf, so änderte sich doch dieses bald, und man ließ sie in Schaaren zu. Die Aufnahmen vervielfältigten sich überhaupt auf alle mögliche Weise. Man wollte aufgenommen seyn und man wollte aufnehmen. Die Deutschen haben im Ganzen eine Vorliebe für zahlreiche Gesellschaften, und nennen, wie Mirabeau sagt, eine Versammlung von vierzig Personen ein unter-uns. Wie aber alles seine Zeit hat, so ging auch die Modezeit der Clubs vorbey. Der Reiz

der Neuheit verlor sich, und mit ihm die Lebhaftigkeit, die sonst Manche in den Club mitbrachten. Die Gewalt der Weiber, die, ohne die dem Geschlechte eigene leichte angenehme Unterhaltungsgabe einmal zu rechnen, auf zwey der mächtigsten Triebfedern, die Sinnlichkeit und die Eitelkeit der Männer, gegründet ist, trat bey Vielen in ihre vorigen Rechte, und zog wieder zu gemischten Gesellschaften. Mehrere fanden es angenehmer, in Häuser zu gehen, wo man doch wenigstens auf die Höflichkeit und die Zuvorkommung des Wirths rechnen konnte, und dagegen die wirthlosen Clubs zu verlassen. Andere fühlten die Einseitigkeit, die unvermeidlich daraus entsteht, wenn man sich lediglich auf eine Art von Gesellschaft beschränkt. Wie erst die Clubs nicht mehr täglich recht voll waren, mußten sie bald noch leerer werden, da der beschäftigte Mann, der eine Erholung

suchte, nicht lange müßig am Markte stehen und warten wollte, ob gleichgesinnte angenehme Theilnehmer seiner Muße kommen würden, sondern wegblieb.

Den letzten Stoß, den die große Frequenz und die Annehmlichkeit der Clubs erhielten, gab die französische Revolution. Die innern Gährungen, die allenthalben, wegen der Verschiedenheit politischer Meinungen, entstanden, mußten in den Clubs, wo man am meisten und am freyesten über politische Gegenstände sprach, sich am häufigsten äußern. Ehe die Partheynamen von Aristokraten, Schmeichlern des Adels, Demokraten, Jacobinern und Illuminaten aufkamen, Namen, die freylich keine Hirngespinste, sondern wirklich vorhandene oder vorhanden gewesene Sekten bezeichneten, die aber, in Anwendung auf einzelne Personen, oft auf das schändlichste gemisbraucht wurden, legten weder

Sprechende noch Hörende einzelne Worte auf die feinste Waage. In den Zeiten der Gährung ward aber jede Aeußerung von den beyden Partheyen auf das genaueste beleuchtet. Der Geist bekam die Richtung, aufzusuchen, ob man nicht Gründe zum Argwohn finden könnte, daß in dem Gesagten etwas Verdächtiges liege. Ueber speculative Meynungen stritt man bald nur sehr selten; aber man wähnte, die Neigungen der Einzelnen daraus entdecken zu können, ob sie die Nachrichten von Thatsachen, von einem Siege, den die eine oder die andere kriegführende Macht erhalten haben sollte, für wahr annahmen oder bezweifelten. Zu politischen Inquisitionen führte diese wechselseitige Erbitterung zwar nicht; aber das viele faule Geschwätz, das sie veranlaßte, lösete die Bande des allgemeinen unbefangenen Zutrauens. Mochte es schon immer sehr gut seyn, daß

manche Menschen praktisch die Wahrheit des Satzes begreifen lernten, daß es weder gut noch schicklich sey, zu allen Zeiten, an allen Orten, gegen alle Arten von Menschen unüberlegten Reden freyen Lauf zu lassen: so war doch der Partheygeist zu sehr rege geworden, als daß zwischen dem großen Haufen die vorige Unbefangenheit und Annäherung der Stände fortdauren könnte. Die Spuren von der Verschiedenheit über politische Meynungen sind den Menschen zu tief eingeprägt, um bald verwischt zu werden. Diese Verschiedenheit und ihre Folgen trugen das Ihrige dazu bey, die Zahl der häufigen Besucher der Clubs an manchen Orten sehr zu vermindern.

Die blühende Periode der Clubs scheint an vielen Orten vorbey zu seyn; und was einmal vorbey ist, kömmt in der Maaße, in gleicher Gestalt, fast nie wieder. Wenn

gleich auch in diesen Orten die Clubs fortdauren werden, so dürften sie doch nie die Frequenz, noch die Lebhaftigkeit des Interesses wieder erhalten, deren sie in der Zeit ihrer Blüthe genossen. Hätte diese Zeit länger fortgedauert, so müßte sie von sehr großem Einflusse auf die Stimmung und gesellige Bildung des weiblichen Geschlechts geworden seyn, da sich während derselben eine beträchtliche Anzahl von Männern den weiblichen Gesellschaften ganz oder größtentheils entzog. Die Folgen, die darin bestanden, daß weit wenigere gemischte Gesellschaften zu der Zeit Statt fanden, aber häufigere und größere Damenzirkel aufkamen, waren nicht daurend, weil die geselligen Vergnügungen, nachdem die kurze Zeit der großen Frequenz und des alleinigen Besuchens der Clubs vorüber war, wieder in den alten Formen in Gang kamen.

In einigen der größten Städten Deutschlands sind Clubs unter Personen der höheren Stände entweder in den letzten zehn bis funfzehn Jahren erst errichtet, oder in dem eigentlichen Clubgeiste neu eingerichtet, so daß zu der Aufnahme kein bestimmter Rang oder Stand erfordert wird. In diesen größeren Städten ist die Zahl der unbeschäftigten Menschen und Fremden hinreichend groß, folglich wird der Club wenigstens nicht lange leer seyn. Die Gesellschaften sind auch so zahlreich, daß man die Anzahl, die ihnen der Club entzieht, kaum bemerkt, und dann ist gewöhnlich der Club den größten Theil des Tages geöffnet; die Stunden, wo dieser also am stärksten besucht wird, sind nicht die für die gemischten Gesellschaften bestimmten Stunden, sondern vorher oder nachher. Davon, daß die Clubs in sehr großen Städten ohne mannigfaltigen Nach-

theil von des Morgens früh bis des Abends spät geöffnet seyn können, liegen die Ursachen in dem eben Gesagten; allein in kleineren Städten wird diese Einrichtung beschäftigten Personen leicht zu einer unverantwortlichen Verschwendung der Zeit Gelegenheit geben. In den sehr großen Städten scheinen sich die Clubs, freylich mit mehr oder minderem Beyfall, in einem viel gleichern Zustande, als in kleineren Städten, erhalten zu können. Eine Bemerkung aber, die ziemlich allgemein wahr seyn wird, ist diese: daß diejenigen Männer, die täglich und lange in einem Club erscheinen und ausharren, gleichsam die Pfeiler desselben ausmachen, mit wenigen Ausnahmen, nicht zu den besonders interessanten Männern des Orts gehören werden.

Das Resultat dieser Bemerkung über den Zustand der Gesellschaft und den gesel-

ligen Ton in den höheren Ständen unsrer Zeiten ist in Beziehung auf die Weiber folgendes: das andere Geschlecht herrscht noch gleich unumschränkt in der Gesellschaft, wenn gleich die Weiber in Staatssachen vielleicht nie weniger Einfluß hatten, als grade itzt, da die Form der Geschäfte, die nunmehr so viel entscheidet, selten Raum den Einwirkungen von Personen, die diese nicht kennen, gibt. Diese Herrschaft der Weiber in der Gesellschaft scheint zu sehr in dem Wesen der gemischten Gesellschaften von beyden Geschlechtern unter cultivirten Nationen gegründet, als daß eine Verminderung dieser Herrschaft wahrscheinlich seyn sollte. Sobald die Bezeigungen einer größern Achtung und Aufmerksamkeit, ja gar einer gewissen Abhängigkeit, von unserm Geschlechte nicht mehr den Weibern in der Gesellschaft erwiesen werden, würden die Männer in einen Zustand von

Rohheit herabsinken, da die Stärke, die den Männern eigenthümlich ist, nur durch jene Huldigungen von Ausbrüchen zurückgehalten zu werden vermag, bey denen gar kein wahrer geselliger Zustand unter den beyden Geschlechtern bestehen könnte. Zum angenehmen Umgange wird eine gewisse Gleichheit erfordert. Diese Gleichheit der Kräfte findet von der Natur nicht unter den beyden Geschlechtern Statt. Nur dadurch kann sie erreicht werden, daß der stärkere Theil freywillig seiner Uebermacht entsagt, und von seiner Macht dem schwächern mittheilt. Einzelne Verdrehungen von Kopf und Charakter werden zwar genug aus diesen Aufopferungen folgen, aber ohne sie läßt sich an keine Fortdauer eines Umgangs der beyden Geschlechter denken.

Welchen Einfluß die itzige Lage und Bildung der Weiber auf ihre natürliche Anlagen und ihre eigenthümliche Bestimmung haben,

welche mannigfaltige Verdrehungen von Kopf und Charakter und Verschobenheiten in den häuslichen Verhältnissen aus dem täglichen Leben des andern Geschlechts in der großen Welt so leicht entstehen, diese in das Einzelne gehende Untersuchungen sollen die Gegenstände des folgenden Buches werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler.

Seite 96 Zeile 5 von unten, statt Verschiedenheit lies Verschrobenheit.
— 184 — 6 — oben nach Genusse ein Comma
Ebend. — — — ist das Semicolon nach kann wegzustreichen.
Ebend. — 7 — — dieß ist wegzustreichen.
— 210 — 8 — — ist einem wegzustreichen,
Ebend. — 9 — — statt Stiefgeschwister lies Stiefgeschwistern.

Библиотека
Государственного
Университета

XXX (1-3) VI.88

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brandes, Ernst, 1758-1810

Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben

Bd.: 1

Hannover (1802)

Anthr. 12 o-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10254970-3